

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-340071](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-340071)

# Das Schwabenkind.

Eine Geschichte aus der Bodenseegegend von Franz Wichmann. (Schluß vom Jahre 1912).



Seit Monaten ruhte der Weiherhofer auf dem kleinen Friedhof von Eggenreute, aber die irdische Gerechtigkeit hatte seinen Tod noch nicht gesühnt. Lange schleppte sich die mühevollen Untersuchung hin, jetzt endlich aber schien die Kette des Indizienbeweises geschlossen, und in wenigen Tagen sollte die Schwurgerichtsverhandlung stattfinden. Obwohl niemand gegen den Gnadenmüller Ungünstiges

aussagen konnte, war doch jeder von seiner Schuld überzeugt, die bei seiner Körperkraft, bei der Erregung, in der er sich befunden, und bei seinem heftigen Temperamente die größte Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Nur für Villa gab es keinen Zweifel, und nach wie vor hielt sie den Glauben an seine Unschuld fest. Ernst und still ging sie ihren Geschäften nach, und den Rochus Nieger, der vorsichtig seine früheren Werbungen zu wiederholen begann, wies sie mit solcher Kälte ab, daß er, zuletzt am Erfolge verzweifelnd, gegen seine sonstige Gewohnheit zu trinken begann.

Die Bäuerin sah mit Schrecken die schlimmen Folgen, die die Weigerung des Mädchens hatte, denn der Oberknecht war in dieser schweren Zeit ihre einzige Stütze. Sie redete der Tochter zu, ihn zum Mann zu nehmen. Sie, seit dem schrecklichen Ereignis bettlägerig, werde es selbst nicht mehr lange machen, und wenn der Hof dann an die Villa falle, müsse er wieder einen Herrn bekommen.

„Schon recht,“ erwiderte das Mädchen fest, „aber der Rochus wird es nicht sein.“

„Was hast du nur gegen ihn? Er ist der beste Arbeiter, und es kann ihm doch niemand etwas Schlechtes nachsagen.“

„Er glaubt an Klemens' Schuld und hat dementsprechend ausgesagt, das ist mir Grund genug.“

„Ja, glaubst du denn wirklich, daß das Gericht ihn freisprechen wird?“ fragte die Mutter kopfschüttelnd.

In Villas Augen glühte es heiß und dunkel auf. „So wahr ein gerechter Gott im Himmel ist! Ebenso gewiß werde ich warten, bis er wiederkehrt.“

„Und wenn er nimmer kommt?“

„Dann will ich ihm meine Treue bewahren auch über das Grab hinaus.“

Seufzend gab die Bäuerin es auf, den starren Eigensinn der Tochter zu brechen. —

Seit dem Tode Hochbergers herrschte kein allzu strenges Regiment mehr auf dem Weiherhofe. Die Bäuerin hielt die Zügel nur locker, und die Diensthöten taten vielfach, was sie wollten. Besonders abends ließen sie sich nicht halten, gingen in die Wirtschaften der benachbarten Dörfer zum Bier, und auch heute hatte der Oberknecht den Benedikt mit in den Löwen zu Emmenried genommen. Der Haß, den der Burfsche gegen den Gnadenmüller hegte,



Sie redete der Tochter zu, ihn zum Mann zu nehmen.

schien ihm zu gefallen, und er machte dem finsternen, wortkargen Buben gern eine Freude. Am Wege aber, wo die Straße von Siegenberg kreuzte, war dieser, durch eine unerwartete Begegnung aufgehalten, zurückgeblieben und er selbst einstweilen nach Emmenried vorausgegangen.

Erst eine Stunde später traf Benedikt im Löwen ein, und inzwischen war eine merkwürdige Wandlung mit ihm vorgegangen. Den Pius Gogler, seinen Freund und Kameraden, hatte er wiedergesehen, ganz anders, als er erwartet, glücklich und zufrieden. Sein größter Schmerz wäre es gewesen, wenn er sich von der Base hätte trennen müssen; aber ein herzenguter, väterlich besorgter Bauer in

Siegenberg hatte ihn und die Vina zusammen in Dienst genommen. Keinen besseren Platz hätte er sich wünschen können, und so war er dem Benedikt nach dem ersten überwundenen Ärger geradezu dankbar, daß er ihn damals besiegt hatte.

„Und ich hab' dich rächen wollen an dem, der mich dazu gezwungen,“ hatte Benedikt ganz entsetzt gemurmelt, denn plötzlich fühlte er das, was er bisher für recht gehalten, wie eine schwere Schuld auf seinem Gewissen lasten. Die Erkenntnis, daß Gott selbst alles zum besten wendet, daß er menschlicher Beihilfe nicht braucht, war in seinem kindlichen Gemüte aufgestiegen. Zitternd vor der Strafe des Himmels, die ihn gewiß bald ereilen mußte, setzte er sich an den Tisch im Bäumen, wo man dem Biere schon eifrig zugesprochen hatte und unter allerlei schauerlich phantastischen Vorstellungen das bevorstehende Erscheinen des großen Kometen besprach. Die verschiedenartigsten Ansichten wurden laut, und es klangen zuberstichtliche, furchtsame und zweifelnde Stimmen wir durcheinander.

„Heut, morgen, jeden Tag kann er sich zeigen, und dann ist alles aus.“

„Ich glaub's nicht, ist schon mancher Komet dagewesen, und die Menschen sind nicht zu Grunde gegangen.“

„Aber der, mein Lieber, der ist anders. Einen Schweiß von höllischem Feuer hat er, der alles verbrennt.“

„Einen giftigen Rauch speit er aus, in dem niemand mehr atmen kann.“

„Ja, wenn er mit uns zusammenstößt, gib't's einen fürchterlichen Krach, sagt man, und die ganze Erde fällt auseinander.“

„Das ist der Weltuntergang. Und gleich darauf kommt das jüngste Gericht.“

„Dann wird alles Heimliche offenbar, jedes Verbrechen kommt an den Tag, und die Sünder werden in den feurigen Rachen geworfen.“

Dem Benedikt rieselte es eiskalt über den Rücken.

„Man müßt' vorher seine Sünden gestehen und büßen,“ stotterte er.

„Wenn's nicht zu spät ist.“

„Da ist's besser, man ist noch lustig. Kellnerin, Bier! Der Gedanke ans höllische Feuer macht Durst.“

Aber der einzelne Spötter fand keinen Beifall.

„Besser ist's, man geht in sich und macht seine Rechnung mit dem Himmel sauber,“ meinte einer, „da kann Gott einen doch noch retten, wenn er will.“

Er trank sein Glas aus und erhob sich. Die Sache schien zu ernst, und die Furcht, die sich auf aller Gesichter malte, trieb bald den einen nach dem

andern fort. Auch der Oberknecht, der den Benedikt wiederholt unruhig betrachtete und ihm seine Angst auszureiben suchte, trat mit dem jungen Burschen den Rückweg an.

Ein nachtschwarzer, wolkenverhangener Himmel lag über dem hügeligen Lande, als sie sich dem kleinen Rundsee näherten. Hoch über seinem Ufer führte der Weg dahin, vorbei an dem gähnenden Abgrunde eines Steinbruchs, den kein Geländer schützte.

„Gib acht, Benedikt, wenn du da hinunterfällst, brauchst keinen Kometen mehr zu fürchten,“ warnte Rochus und trat dicht an seine Seite.

Aber der Bursche hörte nicht auf ihn. Mit weit-aufgerissenen, schreckhaft glasigen Augen starrte er nach Westen. „Den Kometen, — ich seh' ihn, — er kommt schon,“ stammelte er mit schlotternden Knien. „Da — da, die Helle, — das rote Höllenfeuer!“

Auch der Oberknecht sah den blutigen Wiedererschein, der in der Ferne vor dem düsteren Himmel aufflamte. „Ein Narr bist. Es muß ein Brand sein, ein großes Feuer, in der Gegend von Hornhofen.“

„Nein, nein,“ stöhnte der entsetzte Benedikt, „mir redest du's nicht aus. Ich seh' ja den gräßlichen Schweiß. Der jüngste Tag ist da, aber ich will nicht in die Hölle. Ehe es zu spät ist, lauf ich hin und sag alles, wie das Messer —“

„Berrückter Bub!“ Rochus Nieger sprang auf ihn zu, als ob er ihn halten wollte, aber von dem Anstoß erschüttert, verlor der dicht am Rande des Abgrunds Stehende das Gleichgewicht und stürzte mit einem gellenden Aufschrei in die schauerliche Tiefe des Steinbruchs. — — —

„He, Bäuerin, ein Unglück, — das Schwabenkind! — im Steinbruch drunten liegt's!“

Der Schreckensruf, mit dem der Oberknecht zurückkehrte, weckte den ganzen Weiherhof.

In schreckhafter Verwirrung erstattete Rochus Nieger Bericht.

„Man soll anspringen und nach Hornhofen um den Doktor fahren,“ meinte die Hochbergerin.

Rochus widersprach ihr. „Umsonst, Bäuerin, in dem kann kein Funken Leben mehr sein.“

Aber Billa wollte nichts davon wissen. „Besser ist besser. Vermag Gott nicht Wunder zu tun? Ich fahre selbst.“

„So komm' ich mit,“ rief der Oberknecht hastig, wie erschrocken.

Das Mädchen wehrte entschieden ab. „Ihr und die Knechte müßt zum Steinbruch, den Verunglückten holen. Ich brauche keine Begleitung.“ — — —

Ver spätet kam Villa mit dem Doktor zurück. In Hornhofen hatte wirklich eine Feuersbrunst geherrscht, deren Flammenglut sich rot und feurig am Himmel gemalt, und der Arzt hatte erst ein paar bei den Rettungsarbeiten Verletzte verbinden müssen. Als der leichte Wagen in den Hof rollte, waren die Knechte bereits zurückgekehrt.

„Habt ihr ihn gefunden?“ rief das Mädchen in qualender Ungewißheit dem Hans zu.

Der Knecht nickte. „Hinten in der Kammer liegt er.“

„Der Arme, — also tot!“

„Nein, Gott hat wirklich ein Wunder getan. In halber Höhe ist er an der Steinwand an einem herausgewachsenen Dornstrauch blutend und zerschunden hängen geblieben.

Gewußt hat er nichts von sich. Er fiebert noch und redet wirres Zeug.“

„Jetzt, Herr Doktor, sind Sie doch nicht umsonst gekommen,“ rief Villa freudig.

Der Arzt bedeutete ihr, ihn allein mit dem Kranken zu lassen. Auch die Bäuerin, die ihm kalte Umschläge gemacht, verließ die Kammer.

Nach einer Weile kam Dr. Rother mit ernster Miene wieder heraus. Die besorgte Wartenden erschrafen.

„Sie bringen schlimme Nachricht, Herr Doktor?“

„Das nicht. Der Bursche ist nicht nennenswert verletzt. Gefahr für sein Leben besteht nicht. Aber der Schrecken scheint seinen Verstand verwirrt zu haben. Er redet so sonderbare Sachen, daß man, — sagen Sie, wie heißt doch der Verteidiger des Gnadenmüllers?“ unterbrach er sich.

Villas Augen leuchteten auf, sie glaubte in der Frage eine Stimme des Himmels zu hören. „Rechtsanwalt Barthl in Ravensburg,“ rief sie hastig.

„Es wäre gut, wenn man ihn benachrichtigte. Übermorgen ist ja wohl die Verhandlung?“

„Am Dienstag um 9 Uhr, ja.“

„Da sollte der Verteidiger spätestens morgen herauskommen. Vielleicht gelingt es mir, den Kranken bis Dienstag so weit herzustellen, daß —“

„So muß in aller Frühe einer in die Stadt fahren,“ fiel Villa ihm ins Wort.

„Der Oberknecht kann ja hinein,“ meinte die Bäuerin. Dem Mädchen schien die Wahl nicht recht.

„Oder ich.“ —

„Du mußt schon da bleiben, wo es die Pflege eines Kranken erfordert. Aber wo steckt denn eigentlich der Rochus?“

„Da — da, die Helle, — das rote Höllenfeuer!“

Das Gesinde sah sich verlegen an. Schließlich sagte Hans Hirt: „Das wissen wir auch nicht.“

„Aber, er war doch mit euch im Steinbruch?“

„Das schon, aber mit zurückgekommen ist er nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Wir wissen es nicht. Daß er den Totgeglaubten noch lebend gefunden, hat ihn so erschreckt, daß er kein Wort hat reden können. Allein haben wir den verunglückten Benedikt von der steilen Felswand herunterholen müssen. Er ist dagestanden, hat gezittert und ist bleich wie der Tod gewesen. Nachher ist er immer weiter zurückgeblieben, und am Kreuzweg haben wir ihn ganz verloren.“

„Sonderbar,“ meinte die Bäuerin. „Nun, wenn er sich erholt hat, wird er schon heimkommen.“

„Dann ist's wohl besser, der Hans fährt in die Stadt.“

„Aber ich muß doch den Herrn Doktor zurückbringen,“ wandte der Knecht ein.



„Kannst von Hornhofen gleich nach Ravensburg fahren,“ entschied die Bäuerin. „Bis du hinkommst, ist's Morgen. Und dann suchst den Herrn Rechtsanwalt auf, daß er bis Mittag hier ist.“

„Bis dahin komme ich auch wieder heraus, um nach dem Kranken zu sehen,“ versprach der Doktor und bestieg das leichte Gefährt. — — —

Im Schwurgerichtssaal herrschte gespannte Erwartung. Während seines Verhörs und der Zeugenvernehmung hatte der Gnadenmüller mühsam seine Fassung bewahrt und war der Verhandlung mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. Jetzt aber, als der Staatsanwalt die Verurteilung des Angeklagten wegen Totschlags beantragte, verließ ihn die Kraft. Sein Gesicht entfärbte sich, ein Zittern überlief den Körper, und auf die Bank zurücksinkend, legte er das Haupt auf die gefalteten Hände, während ein schmerzlich stöhnender Seufzer sich seiner Brust entrang.

Der Präsident erhob sich. „Ich gebe jetzt dem Herrn Verteidiger das Wort. Aber wo ist denn —?“ Erstaunt blickte er auf den leeren Platz.

Der Gerichtsdiener meldete, daß der Herr Rechtsanwalt, der noch eine wichtige Nachricht erwartete, soeben den Saal verlassen habe.

Nach der Notgedrungen eintretenden kurzen Pause kehrte der Gesuchte in den Saal zurück. Aber nicht allein. Zwei Diener trugen eine von Dr. Rother begleitete Bahre herein, auf der, in Decken eingehüllt, ein bleicher, junger Bursche ruhte.

„Was bedeutet das?“ fragte verwundert der Vorsitzende.

Der Rechtsanwalt trat vor. „Ein neu aufgefundenes Beweismittel für die Unschuld meines Klienten. Bevor ich die Verteidigung beginne, muß ich ersuchen, den hier zur Stelle geschafften Benedikt Rast, Hüterbuben auf dem Weiherhof, als Entlastungszeugen zu vernehmen. Zwar noch leidend, befindet er sich doch, wie der Herr Doktor bestätigen wird, bei vollem Bewußtsein.“

Das Gericht mußte dem Antrag stattgeben. Aber der Verteidiger stellte noch einen zweiten, den er schriftlich dem Staatsanwalt überreichte. Nach kurzer Beratung winkte der Präsident einem Gerichtsdiener: „Fiedler, hier ein Verhaftungsbefehl. Der darin Bezeichnete ist sofort festzunehmen und hierher zu bringen.“

Der Gnadenmüller, von neuer Hoffnung beseelt, richtete sich wieder empor, faltete die Hände und blickte gläubig nach oben. „Vater im Himmel,“ flüsterten seine Lippen, „ist's möglich, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen!“

Als der Gerichtsarzt konstatierte, daß Benedikt bei vollem Verstande war, und dieser die Fragen nach Namen, Herkunft und Stand beantwortete, erlaubte der Präsident dem Verteidiger, die ihm nötig scheinenden Fragen an den Zeugen selbst zu stellen.

„Sage uns offen,“ begann jetzt der Rechtsanwalt, „hast du einen Groll gegen den Gnadenmüller?“

„Jetzt nicht mehr,“ antwortete der Bursche leise; „seit ich geglaubt hab', die Welt gehe unter, hab' ich alles bereut und eingesehen, daß ich Unrecht getan habe.“

„Aber vorher hast du ihn doch gehaßt, — nicht wahr?“

„Ja, weil er mich mit dem Pius hat raufen lassen und nachher wegen der Villa mich geschlagen hat.“

Auf eine Frage des Vorsitzenden mußte der Gnadenmüller die näheren Umstände mitteilen.

„Und da wolltest du dich rächen?“ fragte der Rechtsanwalt weiter.

„Ich selbst nicht. Aber gegönnt hab' ich's ihm, daß er in den falschen Verdacht und ins Gefängnis gekommen ist. Darum hab' ich das mit dem Messer verschwiegen.“

„Was war mit dem Messer?“

„Der Gnadenmüller ist, wie ich aus meinem Versteck im Stall gesehen hab', mit dem Messer in der Hand wieder aus dem Haus gekommen. Auf dem Hofe hat er's einschließen wollen, es ist aber auf den Boden gefallen, ohne daß er's gemerkt hat. Gleich darauf ist der Oberknecht vorbei, hat es aufgehoben und eingesteckt.“

„Das ist am Mittag desselben Tages gewesen, an dem der Weiherhofer seinen Tod fand,“ bemerkte der Präsident, der nunmehr selbst das Verhör fortsetzte, während dem anfänglichen Murmeln der Überraschung im Zuschauererraum die atemlose Stille gespannter Erwartung folgte.

„Du hast, wie Herr Dr. Rother dem Verteidiger mitgeteilt hat, als du im Fieber lagst, davon gesprochen, daß der Oberknecht den Bauern in den Bach geworfen habe. Ist das die Wahrheit?“

„Er hat ihn auf den Kopf geschlagen, und dann ist er ins Wasser gefallen.“

Der Präsident mußte Stille gebieten, so unruhig wurde es im Publikum. Auch der Gnadenmüller atmete tief auf, wie erlöst von einem schweren Banne.

„Woher weißt du denn das?“

„Weil ich's gesehen habe.“

„So warst du selbst dabei, hast vielleicht bei der Tat geholfen?“

Benedikt schüttelte hastig den Kopf. „Nein, der Rochus hat gar nicht gewußt, daß ich in der Nähe war. Ich sollte Regenwürmer suchen, und da ich ganz allein war, fürchtete ich mich, als ich Menschen kommen hörte, und versteckte mich hinter einer Strohdiele.“

„Wann war das?“

„Es hatte in Eggenreute schon 9 Uhr geschlagen.“

„Um diese Zeit wurde der Oberknecht von der Bäuerin ausgeschiedt, um den allzulange ausbleibenden Mann zu suchen,“ erklärte der Vorsitzende.

„Was also geschah dann?“

„Der Rochus muß den Bauern gefunden haben, denn sie kamen zusammen von jenseits des Baches her auf den Steg zu.“

„Haben sie laut gesprochen oder miteinander gestritten?“

„Nein, sie sagten gar nichts.“

„Der Weiherhofer ging voran, nicht wahr?“

„Ja. Auf dem Stege können nicht zwei beieinander gehen, da hob Rochus plötzlich den Arm, der Bauer tat einen dumpfen Schrei und fiel in den Bach. Ich fürchtete mich und hielt mich ganz still.“

„Und der Oberknecht?“

„Der horchte erst und sah sich schen um. Dann schlich er ein Stück den Bach entlang und warf etwas auf die Wiese. Als er dann nach dem Hofe zurück war, ging ich hin und schaute nach. Da lag dem Gnadenmüller sein Messer auf dem Boden.“

„Das liehest du liegen?“

„Ja, ich traute mir nicht, es aufzuheben.“

„Und nach dem Bauern schautest du nicht weiter?“

„Von dem hörte ich nichts mehr, und ich dachte, der Bach hätte ihn fortgeschwemmt.“

„Weißt du, ob der Rochus dem Weiherhofer feindslich war?“

„Ja, weil er die Villa dem Gnadenmüller hat geben wollen. Nur wegen der ist er im Dienst geblieben, weil er gemeint hat, er kriegt sie doch noch.“

„Und warum schwiegst du denn, warum sagtest du nicht, was du gesehen?“

„Weil der Oberknecht immer gut zu mir war und ich den Bauern nicht leiden konnte. Außerdem freute ich mich, wie der Müller in den schlimmen Verdacht kam.“

„Hast du dem Rochus gesagt, daß du seine Tat gesehen?“

„Nein. Aber er hat wohl gemerkt, daß ich etwas



„... Da hob Rochus plötzlich den Arm, der Bauer tat einen dumpfen Schrei und fiel in den Bach.“

wußte. Drum ist er immer so freundlich mit mir gewesen und hat mich mitgenommen, wenn er ausging, daß ich nicht mit anderen allein sein sollte. Wie sie aber von dem Kometen geredet haben, daß die Welt untergehen müsse und alle Verbrechen vor den ewigen Richter kommen, da hat mich die Angst vor der Strafe Gottes gefaßt, und ich hab' gemeint, daß ich alles sagen müsse, das mit dem Messer —“

„Wann war das?“ unterbrach ihn der Präsident.

„Wie wir an dem Steinbruch vorbeigegangen sind, ging der Nothus ganz erschrocken auf mich zu, hat mich angestoßen, und ich bin heruntergefallen.“

„Glaubst du, daß er dich hat hinunterwerfen wollen?“

„Das kann ich nicht sagen. Möglich ist's schon. Aber es kann auch Zufall gewesen sein.“

Auf dem Gange vor dem Gerichtsaal entstand plötzlich eine heftige Unruhe, man schien gegen die Thür zu drängen, und eine weibliche Stimme rief:

„Lassen Sie mich. Ich muß hinein.“

Der Vorsitzende winkte dem Gerichtsdienner.

„Sehen Sie nach, was es da gibt.“

Gleich darauf führte der Beauftragte ein vor Erregung blaßes, am ganzen Körper zitterndes Mädchen in den Saal. „Des Weiherhofers Tochter, Herr Präsident. Sie behauptet —“

Villa ließ ihn nicht ausreden. „Ich hab' es gewußt,“ rief sie mit keuchendem Atem, „der Klemens ist unschuldig. Der Mörder meines Vaters ist entdeckt. Hier der Beweis!“ Sie schwenkte ein Papier, das der Diener ihr abnahm und dem Vorsitzenden brachte.

„Wie kommen Sie dazu?“ fragte dieser, es entfaltend. „Was ist geschehen?“

„Im Rundssee hat man heute morgen unsern Oberknecht tot gefunden. Am Ufer sind seine Kleider gelegen. In der Toppe ist ein Brief gesteckt, in dem er alles gesteht.“

Mit erregter Stimme verlas der Präsident die in steifer, großer Bleistiftschrift mit fester Hand auf das Papier geschriebenen Worte: „Ich mag nimmer. Der Bub wird alles verraten. Gott, der ihn wunderbar gerettet, hat es gewollt, und ich bereue meine doppelte Schuld. Aber einsperren laß ich mich nicht, lieber den Tod, wenn die Villa mir doch verloren ist. Wegen dem Mäd'el ist's geschehen. Dem Bauer hab' ich's vergelten wollen, daß er sie mir verweigert. Und der Gnadenmüller hat sie auch nicht haben sollen. Ihn hab' ich gehaßt wie den Tod. Drum, als ich das Messer gefunden

und dem Weiherhofer allein begegnet bin, bin ich der Versuchung unterlegen. Um den Benedikt ist mir's leid gewesen, aber ich hab' nicht anders können. Er soll leben, und ich muß sterben. Gott sei meiner armen Seele gnädig. Den Gnadenmüller bitt' ich um Verzeihung. Er soll die Villa glücklich machen.“

Klemens Nieger schluchzte laut auf. Seine von Freudentränen nassen Augen begegneten denen der Geliebten, und in dem Blicke lag das heilige Versprechen, den letzten Wunsch des Toten, dessen eifersüchtiger Haß ihm so schwere Stunden bereitet hatte, zu erfüllen. Wenige Minuten später, nachdem der Staatsanwalt seinen Antrag zurückgezogen hatte, verließ er frei, Hand in Hand mit der weinenden Villa, den Gerichtsaal.

Am Tage nach der Hochzeit des jungen Paares sollte Benedikt, der vor Gericht mit einem strengen Verweise und ernster Ermahnung davongekommen war, in die Heimat zurückkehren. Als besondere Gnade hatte er es sich ausbebeten, im nächsten Frühjahr zu getreuer Dienstleistung wiederkommen zu dürfen, und der Gnadenmüller brachte mit seinem Weibe den jetzt ganz verwandelten Burschen selbst nach Ravensburg, wo er mit seinen anderen Landsgenossen und ihrem Führer zusammentreffen mußte.

Gegen Mittag setzte sich der Zug der Kleinen, in dem neben Benedikt sein Freund Pius und die muntere Vina schritt, in Bewegung. Im vollgepackten Zwilchsaß trug jeder die erhaltenen Kleider auf dem Rücken, darüber hing das neue Paar Stiefel herab, und aus jedem Rohr schaute ein Becken heraus, von dem die Wandernden von Zeit zu Zeit ein Stück abrupften, um es im Gehen zu verzehren.

Noch lange war Benedikts neuer, mit einer Feder geschmückter Hut unter den Fortziehenden erkennbar, und mit wehmütiger Freude blickten der Müller und sein Weib ihm nach. „Gott hat ihn gerettet wie uns,“ sagte Villa bewegt. Klemens drückte warm ihre Hand. „Ja, wir wollen es nie vergessen, daß wir unser Glück einem armen Schwabenkinde verdanken.“

## Rech.

Von Daniel Kühn.

Der alte Oberförster Grünwald ist heute in sehr schlechter Laune. Alles hindert ihn, selbst die Müd' an der Wand. Dabei zeigt er ein Gesicht, das sich ausnimmt wie drei Tage Regenwetter. Die Arbeit will ihm nicht recht „von der Schippe“. Dem Schreibwerk ist er ohnehin nicht grün. „Wir leben im papiernen Zeitalter,“ pflegt er zu sagen.

„Wir sind längst nicht mehr Revierförster, sondern Papierförster. Wir fangen die Sau nicht mehr mit Fänger und Spieß, sondern mit Löschpapier.“

Alle fingerslang springt der Oberförster vom Stuhl auf, als hätte ihn die bekannte Tarantel gestochen. Er machte seiner Unlust mit einigen kräftigen Weidmannsprüchen Luft. Dem Dach-

hund, der die Hosenbeine seines Herrn vertrauensvoll anschnuppert, gibt er einen Stumper, daß das arme, nichtsahnende Vieh an die Wand fliegt wie ein Gummiball. Woher diese Schagrillen? Sie sind gemeinhin bei unserm Oberförster so rar wie beim Besenbinder die Tausendmarkscheine.

Weil's nun mit der Arbeit gar nicht flecken wollte, holte der Oberförster seinen Hut vom Nagel, griff nach dem Stock, nahm seinen Dachshund auf den Arm und ging in den „Goldenen Hirsch“ zum Fröhshoppen. Zu gleich löblichem Tun waren des Oberförsters Freunde dort versammelt. Die merkten es dem Alten sofort an, daß ihm eine große Laus über die Leber gekrabbelt sein mußte.

„Aber, Herr Oberförster, dieses Gesicht! Sie sind gewiß heute morgen mit dem linken Bein zuerst aus dem Bett gestiegen?“

„Ist Ihnen etwa ein altes Weib über den Weg gelaufen?“

„Er hat sicher beim Abendtrunk Essig statt Wein erwischt?“

So schwirrte dem Alten noch ein ganzes Bündel Fragen entgegen.

„Nichts von alledem!“ brummte der Oberförster. Dabei legte er in der Zerstreuung seinen Hut auf den Boden und hing seinen Dachshund an die Wand.

„Umgekehrt ist auch gefahren!“ lachten die Fröhshoppengenossen und holten den Hund von dem ungewohnten Platz herab.

„Ihr habt gut lachen!“ knirschte der Oberförster. „Mit mir aber trieb gestern der Teufel sein Spiel! Hört nur!“

„Wir sind ganz Ohr!“

„Auf gestern Nachmittag hatte ich in Waldheim drüben eine große Holzversteigerung angesetzt. Ich ließ daher gegen Mittag den Wagen anspannen, saß oben auf und gab rasch dem Kutscher meine Akten zum Aufbewahren. Der zog den Deckel des

Kutschersitzes hoch, warf die Papiere in den Kasten, klappte den Deckel zu, und dann gings in eiliger Fahrt nach dem drei Wegstunden entfernten Waldheim. Dort waren bereits alle Kauflustigen in dem zur Abhaltung der Versteigerung bestimmten Lokal erschienen. Bei meiner Ankunft in Waldheim bedeutete ich dem Kutscher, die Akten aus dem Kasten zu nehmen. Der Kutscher langt mit seinen zehn Knackwurstfingern in den Sitz hinein und fährt gleich darnach mit dem ganzen Oberkörper zurück,

als wenn in dem Kasten der Herr Teufel mitsamt seiner Großmutter säße. Dann sagte er mit einem Gesicht, das eine Kuh macht, wenn sie ein neues Scheunentor betrachtet: „Herr Oberförster, sie sind fort!“

„Wer ist fort?“

„Die Akten, Herr Oberförster!“

„Ich guckte in den offenen Kutschersitz, und richtig: die Papiere waren nicht da! Konnten nicht da sein! Ganz einfach: dem Lumpenkasten fehlte der Boden. Die Akten fielen beim Einwurf gleich auf den Erdboden, und meine ganze Holzversteigerung lag zu Hause im Hof! Soll man da nicht giftig werden?“

„Allerdings!“

Der Oberförster berichtete weiter:

„Die Versteigerung konnte unter diesen Umständen nicht abgehalten

werden. Aus purem Jorn über solchen Schlamassel goß ich mir nun einige Schoppen auf die Lampe. Es war zehn Uhr nachts, als ich dem Kutscher anzuspannen befahl. Ich stieg in den Wagen. Noch während der Kutscher mit den Pferden beschäftigt war, entdeckte ich, daß ich meinen Mantel nicht bei mir hatte. Der hing oben im Wirtszimmer. Rasch entstieg ich dem Wagen, eilte ins Zimmer, ergriff den Mantel und wollte wieder in dem Wagen Platz nehmen. Der war aber nicht mehr da! Der Kutscher fuhr, während ich nach dem Mantel lief, mit dem



Als ich den Hof betrat, standen Pferde und Wagen dortselbst.



ruhigsten Gewissen von der Welt davon, weil er glaubte, ich säße im Wagen.

Da stand ich nun mit meinem Dachskopf! Drei Stunden mitten in der Nacht zur Winterszeit nach Hause laufen gehört nicht zu des Lebens angenehmsten Dingen. Ich nahm den langen Weg unter die Füße und tröstete mich damit, daß ich mir vorrechnete, der Kutscher werde, wenn er mich zu Hause nicht aussteigen sieht, sofort umkehren und mir entgegenfahren. Diese Rechnung hatte ich ohne den Kutscher gemacht. Ich lief und lief und lief mir schier die Beine in den Leib. Nachts 1 Uhr kam ich zu Hause an. Als ich den Hof betrat, standen Pferde

und Wagen dortselbst. Der Kosselenter saß auf dem Bock und schlief wie ein Murmeltier. Mitten im Hof lagen meine Akten und vervollständigten das eigenartige Stillleben. Soll man da nicht giftig werden?"

"Allerdings!"

"Rosa!" wandte sich hierauf der Oberförster zur Stellnerin, „bring mir einen Schoppen „Feuerberg“, damit ich den „Kooches“, der mir noch pfundweis auf der Seele sitzt, hinunterschwenke. So! Zum Wohl, meine Herrin! Dieser „Feuerberg“ ist die beste Medizin: der vertreibt die Schagrillen wie der Schutzmann die Spitzbuben!"

## Der Krieg.

Eine Erzählung aus den Vogesen.

1.

Du einzig schöne Blume,  
Du blühst mir allein:  
O schließ in deine Kelche  
Mein Herz, meine Liebe ein!



nsre Geschichte führt uns in die Vogesen, ins Jahr des letzten großen Krieges, des Kampfes um Macht und Ehre zweier großer Nachbarvölker.

Wenn zwei sich zusammenfinden, wie Frühling und Weilschen, und mit einander aufleben und aufkeimen: was kümmern sie die Händel der Völker? was das räufelvolle Spiel der Diplomatie? Ein Gott lebt für alle Völker; ein Gott ist's für alle und für sie im besonderen: der Gott der allumfassenden Liebe. O schöne Zeit! Herrlicher Lebensfrühling! Kein grauer Wolfenhimmel ängstigt deine Seele: am blauen Tagesfirmament steht die wärmende Sonne und am stillen Nachthimmel der freundliche Mond und die hell blinkenden Sterne — ja nur für dich, für deine Liebe, für dein Glück!

Tief in den Vogesen, weitab vom Getriebe der Menschen, fern vom rauschenden Tag der Städte liegt still und fast andächtig am Wiesenbach ein einfaches Haus. Es schaut hinab zum murmelnden Bach, und die Ranken des Ephraus spielen in den vorbeiziehenden Wellen.

Glänzend hat sich heute die Sonne über die Matten, weithin auf die Berge und in die stillen Täler gelegt. Oben am First des alten Hauses schaut sie ins Schwalbennest hinein — wo die Schwalbe baut, ist Glück im Haus.

Es ist ein stiller Sonntag Mittag. Fernher vom Dorf hallen die hellen Glöcklein zusammen, melodisch gleiten die weichen Töne durchs Tal, und fast wehmütig streift der Klang vorbei am alten Haus — o friedfertig Geläute! O du hohes, heiliges Gut des Friedens!

Hinter dem Haus, wo der Bach vorbeigeht, steht das große Mühlrad. Auch das Mühlrad hat Sonntagruhe. Der alte Müller ist fort, er hält seinen Sonntagstrunk im Dorf. Ein altes Mütterlein schaut vom geöffneten Fenster hinaus in den sonnigen Mittag: denkst auch du der schönen Zeit deines Frühling? Zählst du die Jahre, die schon über deinen weißen Scheitel gegangen? Alles geht dahin, und allen geht es gleich, bis die gemeinsame Nacht alle umschließt, Große und Kleine, Vornehme und Geringe, Glückliche und Unglückliche. Und liegt nicht ein süßer Trost darin, daß dein Los das Los von vielen ist? Viel gesorgt und viel gekämpft hat sie durch die Tage ihres Lebens, die alte Mutter; doch ist ein hoher Trost ihr noch geblieben: das Glück ihrer Kinder. Hat sie vielleicht eben daran gedacht? Sie wischt sich eine blinkende Träne aus dem Auge.

Drunten aber am grünen Rasen vor dem Haus steht ein hoher Baum und in seinem Schatten eine Bank, gerade Platz genug für zwei, die nahe beisammen sitzen wollen. Die junge Tochter des Müllers schmiegte sich sanft an die Brust eines stattlichen jungen Mannes, und ihr schwarzes Haar liegt in langen Zöpfen ihr über die Schulter. Das samtne Band in den Haaren, sorgfältig im Zopfe eingefügt, liegt in der spielenden Hand des Jünglings. Ein

wildes Rösslein knüpft er hinein und schaut fragend in das dunkle Auge der träumenden Jungfrau.

„Sieh doch, wie nett sich das macht, Jeanne!“ sagte er zu ihr.

Sie nickte ihm freundlich zu, und Mund auf Mund gab den Dank dazu.

Es waren zwei glückliche Menschen. Der junge Mann wohnte im nahen Dorfe, und allsonntags kam er herüber zur Mühle. Wie flogen die Bäume an ihm vorbei, wenn er die Straße einherzog, und da er das Dach des geliebten Hauses aus den Ästen der Bäume hervorschauen sah, entwand sich seiner Brust ein heller Ruf, daß die Eidechse davonhuschte und der Käfer seinen Kopf aus dem Gras hob, verwundert ob des fröhlichen Wanderers Willkommenruß. Mit ihm zogen die Gedanken voraus, helle Freude lag auf seinem Gesicht. Und da ihm seine geliebte Jeanne entgegengleite, lagen sie sich lang in den Armen, als hätten sie sich schon Jahre nicht mehr gesehen, und verhallend zogen die Küsse mit dem warmen Hauche des Windes.

Es fiel dem Jüngling auf, daß Jeanne heute so nachdenklich war, und er fragte sie nach dem Grunde.

„Ja, lieber Walter,“ sagte sie mit zögernder Stimme, „es ist mir nicht recht freudig zu Mut. Der Vater erzählt so viel von unruhigen Zeiten. Es möchte Krieg geben, sagte er, es liege eine dumpfe Schwüle in der Luft ... Krieg! Krieg! Walter!“ und sie stand erregt auf.

Walter aber zog sie wieder herab zur Bank und sagte mit beruhigenden Worten: „Jeanne! Laß sie sich bekriegen! Leben wir doch im Frieden! Sie kommen nicht in dies stille Tal, der Kriegspfad liegt draußen auf der Heeresstraße. Und wenn sie kommen, Jeanne, dann will ich bei dir sein und dich beschützen.“

Da ging ein bitterer Zug über ihre Lippen, und sie sah ihm fragend in die Augen: „Hast du vergessen, wo deine Heimat ist? dein Vaterland?“

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne: „Ach, daß du mich daran erinnerst! Ja, Jeanne, mein Vaterland! Du schöne, deutsche Heimat am grünen Rhein! Lang hab ich dich nicht mehr gesehen! Was soll ich auch in ihr, wenn mein alles bei dir ist?“ Er ergriff ihre Hände und hielt sie fest in den seinen. „Alle meine Lieben sind tot, fremd ist sie mir geworden, die Heimat. Und doch, Jeanne, geht sie

mir dann und wann durch den Sinn. Ja, es ist ein schönes Land, mein Heimatland. Am Rhein, drunten in der Niederung, da stand meines Vaters Haus. In langen Ketten ziehen die mit Tannen geschmückten Höhen des Schwarzwalds fern am Himmel dahin, und wenn ich daran denke, dann wird mir fast wehmütig ums Herz. Und doch sollte ich nicht so an ihr hängen, an meiner deutschen Heimat; denn oft erzählte mir meine Mutter, daß sie meinen Vater — da ich kaum ein einjährig Kind war — aus dem Dorfe geschleppt und ins Gefängnis gesetzt hatten, meine Mutter von Haus und Hof verjagten: Vater und Mutter, sie haben's nicht mehr gesehen. Mei-

nen Vater haben sie vor der Wastel in Kasatt erschossen, meine Mutter starb, als ich kaum zur Schule ging, aus Kram und Sorge — es war im Jahre 1849, da die Wogen der badischen Revolution auch meine kleine Heimat ereilten. Und was hatte mein Vater verbrochen? Die Freiheit liebte er und sein Vaterland — und mußte dafür sterben ...“

Er hielt inne. Es war ihm beim Erzählen warm ums Gemüt geworden. „Und doch ist es ein liebes Land,“ fuhr er weiter, „mein deutsches Vaterland!“

„Und du liebst es mehr, denn mich?“

„Jeanne, mein Herz gehört dir und mein Leben dem Vaterland!“



„Sieh doch, wie nett sich das macht, Jeanne,“ sagte er zu ihr.

„Und du kannst das in einem Atemzuge sagen? Was soll mir deine Liebe, wenn du für dein Vaterland verblutest? Ach, Walter, sage ja nie etwas davon meinem Vater: du kennst ihn! Er ist kein Freund deines deutschen Vaterlandes. Er würde sonst niemals seine Zustimmung zu unserm Bunde geben. Ja, auch er würde sein Leben opfern für sein Vaterland, wie der deine. O goldne Friedenszeit, in der die Liebe wohnt, die Liebe zu allen Menschen! Aber — Krieg! Krieg! Walter! Und dann?“

„Beruhige dich, du liebes Kind, errege dich nicht, noch blühen die Rosen am Strauch, noch bauet die Schwalbe ihr friedliches Nest!“

„Nein, nein, Walter! Ich bin so voll Sorge und Angst und Wehmut um dich, um mich, um uns alle. Und wenn ich heut in dein Auge schau, da sticht's mich ins Herz. Und wenn ich deine Hand drücke, da zuckt es drin, und immer wieder muß ich des Liebes denken:

Ade, ade, muß scheiden, ade!  
Weiß Gott, ob ich dich wiederseh'.  
Treu schließ ich dich im Gebete ein,  
Gott mag dich behüten und um dich sein.“

Still saßen sie zusammen. Er sah hinauf zu den blauen Vogesen. Die Fenster der Kapelle weit drüben auf dem Berge blitzten und glitzerten im Sonnenstrahl, als ob sie ganz in Flammen stünde. Sie läuteten droben ein helles Glöcklein, es war ihm, als läuteten sie zum Sturm. Der murmelnde Bach ward größer und breiter und trieb mächtige Wellen, keine Brücke führte mehr hinüber. Die Schwalben flogen ihm am Kopf vorbei, als wollten sie ihn aufscheuchen, unsterk war ihr Flug, angstvoll ihre Stimme.

Er sprang auf von der Bank.

„Es wird Abend, Jeanne . . . leb' wohl! Denk meiner die Nacht, sei mir gut und hab mich lieb!“

Er warf sich an ihren Hals. Eine Träne schlich sich aus seinem Auge. Er faßte das Mädchen fester denn sonst um die Hüfte. Die sorgsam geflochtenen Zöpfe lösten sich, das Band fiel heraus, das Röcklein lag entblättert am Boden.

Er sah sich nimmer um aus Angst, sie möchte seine feuchten Augen sehen. Rasch bog er um die Ecke und ging querfeldein nach der Straße.

Nicht wie sonst sang er ein Lied vor sich hin. Unsicher war sein Gang, er stieß oft an die Marksteine. Und da er aufschaute, da glänzten die Berge alle zusammen im verglimmenden Abendschein. Es entstanden rasch nach einander Feuer an Feuer auf den Höhen: es war der Funkensonntag im Juni. Rasch schritt er dahin auf der Straße. Ihm war,

als brennten alle Berge der Vogesen und als schlug ein dumpfes Getöse an sein Ohr: Krieg! Krieg! Hilf deinem Vaterland!

2.

Leb' wohl, du rauschender Mühlenbach,  
Du magst mich nimmer leiden;  
Denn bei dir bleiben darf ich nicht,  
Wenn auch das Herz darob fast bricht —  
Ade, ade, muß scheiden!

Ein schweres Gewitter war hinter den Vogesen aufgezogen. Der Blitz fuhr grell durch die Wolken, und dumpfer Donner rollte in den Bergen.

Ein einsamer Wanderer schritt eiligen Laufes die staubige Heerstraße. Fast mochte es scheinen, daß er dem schweren Wetter in Eile voranziehen wollte. Nur hin und wieder wandte er sich um, und ein starrer Blick heftete sich an die schwarzen Berge. Er mußte sie verlassen; verlassen, um sie vielleicht nie mehr zu sehen. Er hatte sie so lieb gewonnen: wohnte doch in den blauen Tiefen sein Lieb, des Müller schönes Töchterlein.

Schwere Tropfen fielen aus den schwarzen Wolken, leuchtend durchzuckte der Blitz das dunkle Gewölk, rasch folgte der Schlag des trachenden Donners — eine hohe Pappel lag zerschmettert an der Landstraße. Der Regen rann in gewaltigen Strömen hernieder.

Unser Wanderer hüllte sich tiefer in seinen Mantel, unbekümmert um Donner und Blitz, gleichgültig gegen den Regen, das Wasser lief ihm vom breiten Hutrand wie von einer Dachtraufe; es kümmerte ihn nichts. Doch ging das Wetter rasch vorüber. Und bald glänzte am Abendhimmel die goldene Sonne durch den blauen Äther: sei unverzagt! Gott läßt immer wieder die Sonne scheinen. Und wenn es auch Sturm und Ungewitter und Nacht werden sollte um dich, so verzage nicht! Mit diesen Worten schlökte sich der Wanderer Trost ein. Es war Jeanne's Geliebter, der in seine Heimat jenseits des Rheins zog. Denn der Krieg sollte ins Land ziehen, der schreckliche Krieg. Da hielt's ihn nicht mehr länger, es flammte in seiner Brust das Feuer auf, das in ihm die helle Begeisterung entzündete, um für seine alte Heimat, sein Vaterland in der schweren Zeit der Not zu kämpfen.

Es war ein schwüler Juli-Abend gewesen, da er zum letzten Mal in heimlicher Weise zur Mühle kam, um Abschied zu nehmen. Es war ein schmerzlicher Abschied! Und da er zum letzten Mal ihr am Halse hing und ihr in die nassen Augen schaute, überkam auch ihn der tiefe Schmerz des bitteren Abschieds: „So laß mich ziehen, meine Liebe!

Verzeih mir's, wenn ich gegen deine Brüder kämpfe: mich ruft eine höhere Liebe, die des Vaterlandes. Dir aber bewahre ich mein liebend Herz und bitte Gott, er möge über die schwere Zeit dein und der Deinen Haus beschirmen. Schließ mich, liebe Jeanne, in dein stilles Gebet ein, daß Gott das, was er zusammengefügt, nicht trennen möge."

So zog er denn aus, um sich im nächsten badischen Waffenplatz überm Rhein zu stellen. Es war zudem seines Bleibens nicht mehr in der Mühle, da der alte Müller ein scharfer Parteigänger der franzosenfreundlichen Elsäßer war. Er wollte von dem seither stillschweigend geduldeten Verhältnis der Jeanne nichts mehr wissen. Er erklärte seiner Tochter, daß es jetzt für sie nur eine Liebe gäbe, die Liebe für ihr Elßaß, das herrliche Frankreich und ihre wackern Brüder, die ihr Leben dafür lassen.

Walter war auf seiner Wanderung nahe dem Rhein gekommen. Aber er zog nicht wie einer, der zurückkehren darf in seine Heimat, mit Freude und fröhlichem Gesang; wehmützig und in bitterem Schweigen wanderte er dahin. Und in immer weitere Fernen rückten die blauen Kuppen der Vogesen, und nur in allgemeiner Richtung konnte er bestimmen, wo die stille Mühle am Bach liegen möchte. Sie war manche Stunde weit. Und Raum und Zeit lagerten sich in immer größeren Teilen zwischen ihn und sein Lieb.

Er kam an den Rhein. Gemächlich zogen die Fluten zu seinen Füßen. Da überkam ihn tiefer Schmerz. Noch einmal blickte er zurück, und so schön und duftig im Abendglanz der Sonne waren sie ihm noch nie erschienen, die blauen Berge der Vogesen, als gerade jetzt, da er ihnen ein letztes Lebewohl sagen mußte. Ein alter Baumstumpf stand am Ufer.

Er setzte sich darauf und trocknete seine durchnässten Kleider. Lange saß er wie im Traum. — —

O wer kennt nicht die trübe Zeit nach herbem Abschied? Ein unnenndbares Gefühl, nagende Qual durchfurcht Herz und Sinn. Heimbegehrend verlangt die Seele, und Behmut schleicht aus kummererfüllte Herz.

Es war schon ziemlich dunkel geworden. Da gewahrte er einen Schiffer mit einem Kahn. Er versprach ihn hinüberzuführen um ein gutes Entgelt. Er brachte ihn bis zu einer sandigen Insel im Rhein; weiter fuhr er nicht, aus Furcht vor den deutschen Rheinesnachbarn. Es war aber nur noch ein kleines Stück, das die Insel vom deutschen Ufer trennte, seicht und sandig. Er schritt hinüber — er stand auf deutschem Lande, auf heimatlichem Boden.

3.

Wenn auch Berg, Strom  
und Wellen  
Trennend zwischen uns  
sind —  
Bleib' treu deinem Ge-  
selten,  
Allerliebtes Kind!

Gleich zu Anfang des Krieges sollte tiefe Trauer einkehren in die Vogesen-Mühle. Jeannes einziger Bruder, der mit ausgezogen war zum Kampfe, fiel in der großen Schlacht bei Wörth. Unsäglich Jammer zog in die

Mühle ein. Die alte Mutter war untröstlich. „Nichts willst du mir lassen, du unerbittliches Schicksal!" sagte sie. „Kummer und Sorge, Trübsal und Trauer sind die Begleiter meines Alters. O du rauschender Mühlbach, nimm mich mit in deinen Fluten! Erschlaget mich, ihr Berge der Heimat und begrabet mich unter eurer Schwere! So gib mir den Toten wieder, oder ich will zu ihm ziehen ins Reich der ewigen Ruhe!"

„Wer erschlug ihn?" rief mit grossender Stimme der Vater. „Wer häuft Glend auf Glend über uns



„Du, Jeanne, bist zur Verräterin geworden an deinem Bruder und Vaterland!“

und unser Vaterland? Wer hat deinen Bruder erschlagen, Jeanne? Wer hat ihm die wohlgezielte Kugel ins Herz geschickt? Du, Jeanne, bist zur Verräterin geworden an deinem Bruder und Vaterland!" Seine Augen glänzten in wildem Schmerz, und seine Fäuste fielen mit dröhnendem Schlag auf den Tisch, daß Glas und Krug drüber hinabrollten. Jeanne lief herzu, die Scherben aufzulesen.

"Daß sie liegen, die Scherben des Glases!" fuhr der Alte heraus. "Es ist ein zerbrechlich Ding; es wird noch mehr drauf gehen. Bald werden die deutschen Halunken auch hierher ihren Fuß setzen, und die Mühle wird ihr Quartier, und des Müllers Tochter wird den Siegesreigen mit ihrem Schatz tanzen. O, daß ich's noch erlebte!"

Kein Wort kam über die Lippen des armen Mädchens. Der Schmerz war zu groß, um Worte zu finden. Ihren Bruder liebte sie über alle Maßen, sie hing mit kindlicher Liebe an ihm. Aber wen der Schmerz zu stark drückt, dem preßt er die Tränen zurück, daß auch nicht eine über das Auge dahinschleichen könnte.

Jeanne litt unsäglich tief. Manchmal kam es ihr vor, als müsse sie ihren Geliebten hassen, sobald das bleiche, tote Gesicht ihres Bruders vor ihr Auge trat. Dann wieder sagte sie sich: was konnte er dafür? Und hab' ich ihm nicht Treue versprochen, mein Wort verpfändet für meine Liebe? Und so schwankte sie wie das Rohr im Teiche hierhin, dorthin — wie der Wind kommt und geht.

Und die Tage vergingen und die Wochen — und Schlag auf Schlag! Niederlage auf Niederlage! Steigender Groll und Haß bei den Befestigten. Jeanne's Vater wurde aufgeregter und unbändiger. Nachts rief er im Traum nach Rache für seinen Sohn, und tagsüber schalt er auf seine Tochter, als ob sie an allem Elend seines Vaterlandes schuldig wäre.

Und die Tage vergingen und die Wochen — schweigsamer und verschlossener wurde Jeanne. Nur hin und wieder entrang sich der jungen Brust ein tiefer Seufzer; und wer ihn verstanden hätte, dem wäre es wehe dabei geworden, wehe, als spränge ihm sein eigen Herz entzwei. Niemanden konnte sie ihr Leid klagen als dem lieben Herrgott — und der hing stumm und ohne Teilnahme in der finstern Ecke am Kreuz, sandte keine Linderung in ihr sturmbelegtes Herz. Ihre Landsleute sahen mit Mißtrauen auf sie; sie wagte mit niemanden über das nationale Unglück zu sprechen, man würde ihr ins Gesicht gelacht haben: hatte es doch ihr eigener Vater gesagt, daß sie eine Verräterin am Vaterlande sei.

Und oft frug sie sich: was steht höher, Liebe zu ihm oder zum Vaterland? Und wenn sie dann beides in ein schönes Bild verweben wollte, als könnten sie beide neben einander bestehen, da kam die rauhe Gegenwart und trennte sie wieder durch eine tiefe, tiefe Kluft. Und da sie in der Nacht aus schwerem Traum erwachte, auffuhr vom Bette und durchs Fenster zu den blinkenden Sternen aufschaute, betend die Hände faltete, für ihn und ihr Vaterland zu beten, da fuhr wieder der böse Dämon zwischen beide — weit riß er sie auseinander. Und die Tränen rollten hinab die weichen Wangen, und die gefalteten Hände fielen schlaff auf die Kissen. O, nicht einmal mehr beten konnte sie! Und wie tief sitzt der Schmerz, den man keinem sagen kann? Wann nahest du, ersehnte Stunde der Erlösung?

4.

Der Sturm braust über Baum und Strauch,  
Bricht dürre Äste und Zweige:  
So geht dein stürmisch Leben auch  
Mit Lust und Leid zur Reige.

Trotz der schweren Niederlagen raffte sich Frankreich mit dem Beginn des Jahres 1871 nochmals auf und sammelte aus der opferwilligen Nation neue Streitkräfte auf dem Kriegsschauplatz. Jetzt war es die nordöstliche Ecke des Landes, das südlüche Elsaß, wo Bourbaki durch die trouée de Belfort in das südlüche Baden eindringen sollte. Die Elsaßer zogen dem kühnen General in Scharen zu, oder sie schlossen sich umherstreifenden Banden an, die bald hier, bald dort auftauchten und den Feind beunruhigten.

Auf der Mühle in den Vogesen war es in dieser Zeit lebendig geworden. Der Müller betrieb auf die eifrigste Weise die Bildung solcher Banden von Franktireurs; ja, die Mühle wurde ein Sammelort ihrer Zusammenkünfte.

Da geschah es eines Morgens, als die Männer der „elsässischen Nationalverteidigung“ beim Müller Rat hielten, daß die Meldung einlief, eine deutsche Streifwache komme am Mühlbach entlang. Das war eine Freude! Die Hälfte der Männer versteckte sich ins Gebüsch am Wasser, die andern gingen hinauf zu den Dachlufen, oder hoben die Fiegel am Dache weg, legten ihre Gewehre hinaus — und bald knallte es hier und dort. Erschrocken fuhr Jeanne zusammen. Sie sprang aus dem Haus hinaus ins Freie. Aber ehe man sich's versah, blitzten glänzende Helmspitzen am Bach, und hurtig ging's hinauf ins Haus. Es war ein großes Geschrei, ein Rufen und Knallen, untermischt mit Hilfesgeschrei und Jammern.

Da sprang die Türe des Hauses krachend auf: heraus stürzte der alte Müller, festgehalten von den Soldaten. Er war vom Dachboden herabgeholt worden. Ihm nach kamen noch etliche gefesselte Spießgesellen.

Und wieder ein Augenblick, da schlug die Flamme zum Dache heraus. „Verbrennet das Ratten- nest!“ riefen viele Stimmen. „Wartet nur, ihr Schurken! Ihr sollt den letzten Denzettel eures Lebens erhalten!“

Die alte Mutter sprang auch aus dem brennenden Hause — ohnmächtig sank sie ihrer Tochter in die Arme.

Jeanne stand wie festgebannt bei der steinernen Bank vor dem Hause, wußte nicht, was sie tun oder reden, ob sie bleiben oder flüchten sollte. Wie eine Blume im weiten, öden Heidelberg, allein und vergessen, hob sie ihr Haupt fragend empor: bin ich denn ganz verlassen? Sie schaute zum Himmel auf — auch von dorthier kam keine Hilfe. Ihre dunkeln Zöpfe lagen ihr wild und aufgelöst über der bebenden Brust, und trampschaft hielt sie in ihrem Arm die alte, arme Mutter.

Da streifte ihr Auge den gefesselten Vater. „Vater! Vater!“ schrie sie auf. „O mein Vater!“ — Welches Schicksal ihn treffen werde, ahnte sie wohl: der Tod war sein Los.

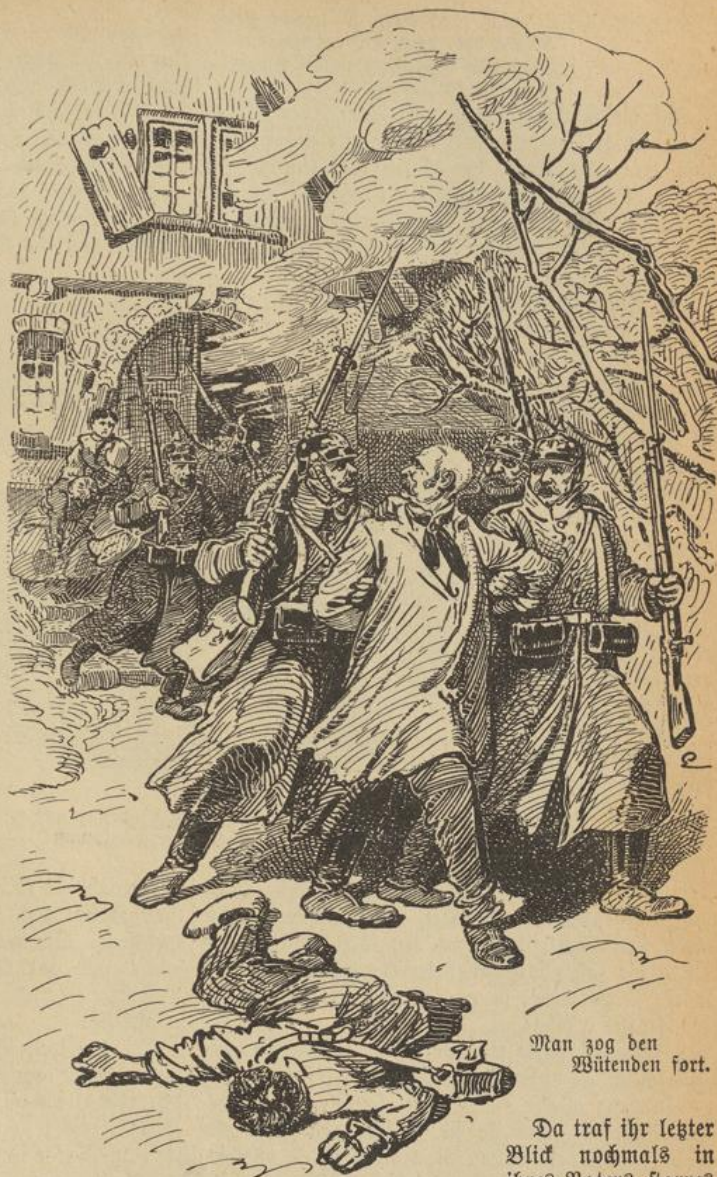
Da hob der Alte seine Fäuste gen Himmel und rief: „Jeanne, lebe wohl! Wir sehen uns nimmer! Ich habe meine Pflicht getan. Nun ist's an dir, sie auch zu erfüllen, so du deinen Vater, deinen Bruder und deine Heimat lieb hast.“

„Vater! Vater!“ wollte sie dazwischen rufen; aber ihre Stimme ward erstickt im Getöse.

„Und wengleich es deiner Seele widerstrebt,“ schrie der zürnende Mann, „du mußt dich rächen! Ich, dein sterbender Vater, bin um dich, und Qual und Angst, Schrecken und Furcht sollen nicht mehr

aus deiner Seele weichen, bis du dich gerächt hast, blutig gerächt für deinen Bruder und Vater!“

Man zog den Wütenden fort.



Man zog den Wütenden fort.

Da traf ihr letzter Blick nochmals in ihres Vaters starres

Auge: ihr Antlitz ward weiß, sie fuhr abwehrend mit der Hand nach der Stirne. Dunkle Nacht legte sich um sie, und die Blume brach zusammen, wie der Grashalm auf dem Felde. Ohnmächtig

sank sie neben ihre Mutter auf die steinerne Bank vor dem brennenden Hause.

5.

O schlag nicht mehr, du armes Herz,  
Schlag aus, dann bist du frei;  
Und aller Liebe Leid und Schmerz  
Geht wie ein Traum vorbei.

Auf die Marnnachricht vom Brand der Mühle waren einige Dorfbewohner herbeigeeilt, unter ihnen auch eine alte Base, die Patin der Jeanne. Es gelang bald, des Feuers Herr zu werden; nur der Dachstuhl war ein Raub der Flammen geworden. Jeanne und ihre Mutter hatte man in einer Stube der Mühle untergebracht.

Als Jeanne erwachte, saß sie im großen Lehnstuhl beim Ofen, und ihre Mutter lag neben ihr im Bette, sie schlief anscheinend. Und bei den beiden war die alte Base geblieben. Sie wollte die zwei in einem Gefährt nach dem Dorfe schaffen, aber die alte Mutter wollte die Mühle unter keinen Umständen verlassen; also daß die drei beisammen bleiben mußten.

Noch blies der qualmende Rauch über die Wipfel der Bäume. Es war frühzeitig Nacht geworden, eine bitter kalte Nacht. Der Mühlteich und Bach waren überfroren, in eine weiße Hülle war Berg und Tal gekleidet. Der Schnee trachte unter den Fußtritten, und ein kalter Wind pfiß durch die fast völlig zerstörten Fenster in das Gemach. Man hatte, so gut es ging, die Läden vor die Fenster gelehnt.

„Jeanne,“ sagte die alte Base, „mir wird ganz unheimlich — wenn jemand käme — in der Nacht — so ganz allein — Jeanne, komm, nimm hier die Waffe — verstecke sie.“ Sie zog eine alte Pistole aus den weiten Rockfalten ihres Kleides. Jeanne legte die Waffe in die Tischlade. „Habt keine Angst!“ sagte sie, „ich bin bei euch!“ Da hob die alte Mutter ihre dünnen Hände aus dem Bett nach ihrer Tochter und nickte mit dem Kopfe.

Aber nach einer Weile schrafen sie alle drei zusammen: die Glocken im Dorf dröhnten durch die stille Nacht. Das war kein Geläute des Friedens wie ehemals, das war Sturm. Weißt du noch, wie die melodischen Töne dereinst so weich ins Tal klangen, da noch die Schwalbe baute und Friede unterm Dach war?

„Ich hab's euch gesagt,“ flüsterte die Base, „daß es nicht geheuer ist. Am Ende brennen sie uns noch das hübschen Dach vollends überm Kopf zusammen.“

Man hörte Schüsse; einzelne, dann viele zusammen, und unheimlich kam das Getöse näher. Die alte Mutter hob ihr müdes Haupt, lehnte es an ihrer

Tochter Brust, und wehmütvoll klang ihre erstickende Stimme: „So soll ich kein glücklich Ende finden in meinem heimatlichen Haus? Soll ich unter den Händen fremder Menschen sterben? Ach, von der letzten Stätte werden sie mich vertreiben, und die alte Mutter hat nichts mehr — niemanden mehr —“ und ihre Stimme wurde schwächer und schwächer. Es ging mit der alten Frau zu Ende.

„O Mutter,“ sagte Jeanne leise zu ihr, „ich bin ja bei dir! Wende nicht auch du deine segnende Hand von deinem Kinde!“

Da sah die Mutter in Jeannes Auge und legte ihre Hand auf des Kindes Haupt und wollte sprechen. Sie war zu schwach dazu. Ihr Kopf senkte sich zur Seite — in den Armen ihrer Tochter verschieb die viel geprüfte Frau; der Tod erlöste sie.

Da knarrten Schritte draußen im Schnee; sie kamen näher dem Hause. „Gott, der Barmherzige!“ schrie die alte Base, „sie kommen, sie kommen! Hilfe! Hilfe! Jeanne, Jeanne, steh uns bei!“ Sie drückte ihr die Pistole in die Hand, die sie eilig aus der Tischlade geholt hatte.

Da klopfte es heftig am Türladen. Stärker wurden die Schläge. Die drinnen schrafen zusammen. Da knarrte die Türe auf, das Licht in der Stube erlosch vom kalten Luftzug.



In fieberhafter Aufregung drückte Jeanne am Hahn der Pistole: es trachte ein Schuß . . .

„Zurück!“ rief Jeanne, „taste nicht weiter!“ In sieberhafter Aufregung drückte Jeanne am Hahn der Pistole: es krachte ein Schuß, und eine in einen dunkeln Mantel gefüllte Gestalt brach an der Türe zusammen.

„Von dir, Jeanne?“ stöhnte die sterbende Stimme des Gefallenen, — „von dir?“

„Walter! Walter! Ist es deine Stimme?“ Und Jeanne stürzte auf den sterbenden Körper des Gesunkenen.

Die alte Base zündete das Licht wieder an: grell flammte der flackernde Schein in ein totes Antlitz: ach, es war Walters!

Jeanne erhob sich langsam. Wie aus tiefem Traum erwacht, schaute sie verwirrt um sich. Wen von allen Lieben traf ihr Auge noch unter den Lebenden? Die Mutter tot, ihr Bruder und ihr Geliebter und der Vater ... Da zuckte sie zusammen.

„O Geist meines Vaters!“ rief sie und rang die Hände. „Vater! Vater! Du bist gerächt,

blutig gerächt! O Gott! Das ist der Krieg! der Krieg!“

Und die Tränen rannen ihr herab über die blassen Wangen und durchs schwarze Haar. „Walter! Walter!“ rief sie, „vergib mir!“

Aber die Lippen des Mannes waren geschlossen. Tief beugte sich Jeanne über den Jüngling, und ein verhallender Kuß sollte auf den Wangen des Entseelten die letzte Käte hinwegtragen. Sie schlang sorgsam den weiten Soldatenmantel um ihn. —

In seiner Brieftasche fand man später ein Gedicht an seine Jeanne, dessen zwei letzte Verse lauteten:

Und ruh' auch ich einst bei den Toten,  
Im engen Schrein, im fremden Boden,  
Fern von der Heimat Land,  
Allein und unbekannt,

Und du ziehst an dem Stein vorüber,  
So häng' ein einfach Kränzlein drüber,  
Und schreib an Grabes Rand:  
„Ein Gruß vom Heimatland!“ V. Sch.

## Der Dorggelsepp.

Eine Geschichte vom Bodensee von Otto Eichbach.

Eine kleine halbe Stunde von Überlingen, dem Bodensee-Nizza, entfernt liegt das badische Dörfchen Andelschhofen. Vor mehr als einem halben Jahrhundert verlebte ich im dortigen Schulhause einen Teil meiner Kinderjahre. Mein Vater war dort Lehrer und im unbefordeten Nebenamte Mesner und Organist. Das Dörfchen hatte wohl eine kleine Kirche, aber keinen eigenen Pfarrer. Ein sehr jovialer Seelenhirte, Pfarrer Kazenmaier von Höbdingen, sorgte für das Seelenheil der kleinen Gemeinde. Die Einwohner waren nicht arm, aber auch nicht reich; doch besaßen sie genügend zum Leben.

In jener Zeit pflanzten die Andelschhofener auf einem kleinen Berge, dem Bürgli, in der Richtung gegen Überlingen noch Reben. Der aus den sauren Trauben gewonnene Wein dürfte dem verewigten Sipplinger Biermänner-, Wende- und Strumpfwein wohl an Güte gleich gekommen sein. Wer jetzt am Bürgli vorbeiwandert, findet dort keine Reben mehr, sondern nur noch die knollige Frucht, die uns Sir Walter Raleigh aus Amerika mitbrachte. Jede Dorfgemeinde am Bodensee hatte damals in einem besonderen Gebäude eine allen Bürgern zustehende Kelter, die im Seehafendentsch Dorggell genannt wurde.

In Andelschhofen lebte in jenen Jahren ein armer, alter Mann, der in seinen jungen Jahren für

fargen Lohn bei den Bauern als Knecht gedient und seine Lebenskraft verbraucht hatte. Die Geseze über Armenpflege und Unterstützungswohnsitz bestanden noch nicht, und so wies die Gemeinde dem alten Knechtlein Joseph eine Kammer in dem Gemeindetorkel als Wohnung zu, und so kam er zu seinem Namen „Dorggelsepp“. Unser guter Dorggelsepp hatte nun wohl ein Dach über dem Haupte, aber nichts zu beißen und zu nagen. Lebensmittel mußte er sich bei den Bauern erbetteln und Holz aus dem Walde auf seinem altersschwachen Rücken selbst heimerschleppen.

Eines schönen Tages ging ich mit einem meiner beiden Brüder in den gegen Nuxdorf liegenden Wald, um Rölleli, die Fruchtzapfen der Föhre, zu sammeln. Da wurden wir Zeugen eines für den Dorggelsepp recht unangenehmen Vorfalles. Der Waldbhüter Bommer, ein schneidiger Mann, hatte den Sepp darüber ertappt, wie er mit einem Beil junge Tannen abhakte, statt dürres Holz in seinen Bündel zu sammeln. — „I ha dir scho emool gsgagt, daß dees ita härsscht; i moß di azatze und derno wurfscht gschtroset.“ — „O, zaig mi do ita a, i will's jo nimma donn.“ — „Dees hoscht mer, wo i di s'letscht emol verwischt ho, au gsgagt, und doch hoscht die schöne, junge Danne umghakt; wenn d' wenigstens numma vu große Bemm Äsch abighaket hätscht,



so wot i no nint sagge; i moß di azaige und du wurscht igshperret.“ Bommer ging weg und Sepp brach in den Ausruf aus: „O, wenn i nu schtarbe kânt!“ Dieser Ausruf erschütterte mich tief. Meine kindliche Seele konnte nicht begreifen, daß ein Mensch so unglücklich sein könne, daß er sich den Tod wünscht. Ob der Waldhüter den Dorggelsepp damals wirklich anzeigte und dieser bestraft wurde, ist mir nicht mehr im Gedächtnis.

Etwa ein Jahr später wurde der Dorggelsepp schwer krank und verlangte nach dem Pfarrer. Es war Aufgabe des Lehrer-Mesners, den Pfarrer herbeizurufen, und ich wurde von meinem Vater nach dem eine Stunde entfernten Hödingen geschickt, um den Pfarrer Kagenmaier zu rufen. Im schönen Pfarrhause angekommen, wurde der kleine, etwa achtjährige Bote in die geräumige Küche geführt und von dem Fräulein Julie, des Pfarrers Haushälterin, mit vorzüglichem Weißbrot und sehr süßem, neuem Apfelwein reichlich bewirtet. Der süße Wein schmeckte mir so gut, daß ich zur größten Erweiterung des Pfarrers und der Haushälterin ausrief: „O Fräulein Julie, wenn ich nur in dem Mostfaß liegen könnte!“

Der Pfarrer machte sich alsbald auf den Weg nach Andelshofen; ich durfte ihn begleiten und muß ihm durch meine naiven Erzählungen über meine Stallhasen viel Spaß gemacht haben; wenigstens äußerte er sich so meinen Eltern gegenüber. In Andelshofen angekommen, mußte ich als Ministrant mit Laterne und Glöcklein den Pfarrer begleiten,

weil er dem Kranken die Sacramente spenden wollte. Während der Sepp beichtete, mußte ich die Kammer verlassen; aber zur Kommunion wurde ich wieder hineingerufen, um mit dem Glöcklein das vorgeschriebene dreimalige Zeichen zu geben. Als die heilige Handlung vorbei war, ließ sich der Pfarrer mit dem Kranken in ein längeres Gespräch ein und sagte zu ihm nebst anderen folgende Trostesworte: „Nun, Sepper, seid nur frohen Mutes; es ist Euch in Guerem langen Leben nicht gut, ja oft aber recht schlecht gegangen; es wird Euch gewiß dafür im anderen Leben besser gehen; Ihr seid immer ein braver Mensch gewesen, der liebe Gott wird Euch im Himmel belohnen.“ Darauf antwortete der dem Tode nahe: „O Herr Pfarrer, wenn i au nur no a Jährle leba kânt!“

Als ich den Pfarrer wieder nach der Kirche begleitete, erzählte ich demselben, wie sich der Sepp vor einem Jahre im Walde bei Ruffdorf den Tod gewünscht habe, und jetzt — ich könne es nicht begreifen — könnte er, sollte er sterben, und nun wolle er noch ein Jährlein leben.

„Ja, ja, mein liebes Ottole,“ sagte der Pfarrer, „so sind die Menschen; gar oft wünschen sie sich den Tod, und wenn er ihnen nahe kommt, dann wollen sie nicht sterben.“

Gar lange nun schon bedeckt der kühle Rasen den armen Dorggelsepp, den guten Pfarrer Kagenmaier und seine freundliche Haushälterin Julie; auch der Dorggel und das alte Kircklein stehen nicht mehr.

## Der Rubin.

Novellette von Franz Wichmann.



leich Glühwürmern leuchteten die bunten Papier-Lampions durchs Gebüsch, und der weite Garten des Kurhotels war wie von märchenhafter Stimmung erfüllt.

Dort, wo der Jasmin seinen süßbetäubenden Duft in die schwüle Nacht hauchte, raschelte es, als ob eine Schlange über dürres Laub glitte.

Gutsbesitzer Rex, der eben aus einem Seitenwege trat, mußte sich wohl getäuscht haben, als er einen Schatten glaubte hinweggleiten zu sehen.

Auf der zierlichen Gartenbank mit den geschweiften Füßen und dem feingeflochtenen Sitz saß nur eine schlante Dame. Ihr Kopf war so herabgebengt, daß

der breite, federngeschmückte Hut das Gesicht völlig verdeckte und weder die Züge, noch deren Ausdruck erkennen ließ.

Näher herangekommen, blieb Maximilian Rex betroffen stehen. „Gertrud, — du! — hier finde ich dich endlich! Seit einer halben Stunde suche ich dich. Das ist wirklich wie ein Irrgarten hier. Alles täuscht. Ein paar Mal schon glaubte ich dich zu sehen. Doch immer waren es andere. Wo bist du denn nur nach dem Feuerwerk hingekommen?“

Sie hatte sich erhoben und wollte ihm die Hand reichen, zog sie aber wie erschrocken wieder zurück. Verlegen vermied sie seinen Blick. „Ach — gut, daß du da bist, Max.“

Wie sie so vor ihm stand, war es ihm, als liefe ein Zittern über ihren Körper. „Fürchtest du dich?“ fragte er, über ihr seltsames Wesen verwundert. „Ich, — o nein, — ich erkannte dich nur nicht gleich und war erschrocken, als du auf einmal vor mir standest,“ antwortete sie, plötzlich ganz rot werdend.

„Wie kamst du denn überhaupt allein an diesen abgelegenen Platz?“ Aus der tiefen Stimme des blondbärtigen Mannes klang ein leises Mißtrauen, und er rechte seine kaum mittelgroße Gestalt empor, um prüfend in das Gesicht der hohen, stolzen Frauengestalt zu blicken.

„Ich verlor dich im Getümmel, die nach der Hotelterrasse Zurückströmenden drängten mich ab.“

„Wie mich. Ein paar Schritte zur Seite gegangen, sah ich noch einen Herrn neben dir stehen, einen der Kurgäste. War es nicht der Ingenieur, der uns neulich vorgestellt wurde und der dir einen so unangenehmen Eindruck machte, daß du kaum ein paar Worte mit ihm sprachst?“

„Der Herr Kranzer, ja.“ Von der Frage unangenehm berührt, schien sie den Namen nur widerwillig auszusprechen. „Und dann begegnete mir Herr Egold.“

„Der seit vorgestern an der Table d'hôte uns gegenüber sitzt?“

Frau Gertrud nickte.

„Ich fragte ihn, ob er dich nicht gesehen. Er meinte, du hättest den Weg hierher eingeschlagen, und wollte mir suchen helfen. Einen Augenblick saßen wir hier auf der Bank, dann wurde er von dem vorübergehenden Hoteldirektor abgerufen.“

„Und du bleibst allein hier sitzen?“

Die junge Frau erblaßte von neuem, da sie fühlte, wie sein Auge ihre feine, weiße Hand streifte.

„Ach Gott, ja, — in dem Augenblick machte ich ja die schreckliche Entdeckung und war ganz entsetzt, als du so unerwartet erschiebst.“

„Aber Gertrud, vor deinem Mann zu erschrecken! Was hast du denn nur?“

„Verloren habe ich etwas, was ich dir gar nicht zu gestehen wage. Nur hier in der Nähe kann es geschehen sein, denn kurz vorher hatte ich ihn noch. Merkst du denn nicht, was mir fehlt?“

Ein plötzliches Verstehen zuckte in ihm auf, — während sein Blick wiederum über ihre zarte Hand glitt.

„Der Rubin?“

„Ja, der Goldring mit dem Rubin. Ich bin untröstlich. Das teure Andenken meiner Mutter!“ Ihr Schluchzen klang krampfhaft.

Der Gatte suchte sie zu trösten. „Aber wie ist denn das möglich?“

„Mit dem Handschuh, den ich auszog, muß ich ihn abgestreift haben.“

„Hier auf der Bank?“

Gertrud schien nachzufinnen. „Nein, das war schon vorher, aber nicht weit, — dort, — wo die Wege kreuzen. Wir müssen ihn unbedingt finden.“

Der Gutsbesitzer zuckte die Achseln. „Wer weiß?“

„Du wirst doch nicht glauben, daß es Diebe gibt, — hier unter der vornehmen Gesellschaft!“ Bestürzt sah sie ihn an.

„Um.“ Er wich einer direkten Antwort aus. „Und du hast schon alles abgesehen?“

„Auf dem Wege dort, —“

„Auf dem Wege dort, —“

„Und in der Zwischenzeit kam niemand vorüber?“

„Außer dem Hoteldirektor habe ich niemand gesehen. Die Herren gingen den gleichen Weg zurück, wo mir der Handschuh hinfiel.“

Der Gutsbesitzer durchfuhr ein jäher Verdacht. „Der Handschuh fiel zu Boden. Und dein Begleiter hob ihn auf?“

„Der Herr Egold, ja,“ antwortete Frau Gertrud gleichgültig. Plötzlich aber, da sie den Argwohn im Auge ihres Mannes las, kam ihr zu schrecklichem



„Gertrud, — du! — hier finde ich dich endlich!“

Bewußtsein, welche Folgerung er aus ihren Worten zog. Ganz entsetzt, keines Wortes fähig, starrte sie ihn an.

„Den Rubinring nicht auch?“ fragte er lauernd. Da brach sie aus, halb in Schrecken, halb in Entrüstung. „Um Gottes willen, du wirst doch nicht so Schlechtes von einem ehrlichen Menschen denken!“

Wieder das vielsagende Achselzucken. „Weißt du, ob er das ist?“

„Ich kenne ihn so wenig näher wie du, aber bis ich das Gegenteil erfahre, denke ich von den Menschen nur Gutes.“

„Ich nicht.“ Es war der kalte Klang in seiner Stimme, vor der ihr Herz während einer fast zehnjährigen Ehe so oft zurückgeschauert war. Anfangs hatte sie sich selbst die Schuld daran zugeschrieben, aber das Opfer, das sie gebracht, war schwerer gewesen, als sie geglaubt, und May der herzlose Egoist geliebt, für den sie ihn von Anfang an gehalten.

„Dieser Herr kam mir gleich sonderbar vor,“ fuhr der Gutsbesitzer fort. „Stundenlang haben wir uns unterhalten, denn ein amüsanter Erzähler ist er ja, — aber mit keiner Silbe hat er verraten, was er ist oder was er treibt. Ich sah deshalb im Fremdenbuche nach. Auch da kein Rang, kein Stand, kein Titel. Nur Martin Egold hat er sich eingetragen. Und wenn ein Mensch gar nichts ist, ist das immerhin verdächtig.“

Gertruds Augen irrten wie in hilfloser Angst umher. „Ich denke, ein Hochstapler würde gerade einen hochtrabenden Titel ausgewählt haben,“ meinte sie.

„Das braucht er ja schließlich nicht gerade zu sein. Aber auch Gelegenheit kann Diebe machen. Und der Rubin bedeutet ein kleines Vermögen.“

Gertruds Augen waren noch immer schreckhaft geweitet. „Du wirst ihn doch nicht anzeigen wollen, — auf den bloßen Verdacht hin?“

„So dumm bin ich nicht. Aber prüfen wollen wir ihn.“

„Was hast du vor?“ bebte die Stimme der trotz ihrer 28 Jahre fast noch mädchenhaften Frau.

„Zunächst zu schweigen. Auch du wirst kein Wort über deinen Verlust verlauten lassen. Bis morgen Mittag. Heute Abend werden wir diesen Herrn Egold kaum mehr sehen. Das Sommerfest ist bald zu Ende, und vielleicht weicht er uns aus. Morgen Mittag aber wird er seinen gewohnten Platz uns gegenüber einnehmen, schon um durch plötzliches Verschwinden keinen Verdacht zu erregen.“

„Und dann?“

„Dann werde ich ihm als ersten die Geschichte von dem verlorenen Rubin erzählen und in seinem Gesichte lesen, wie Hamlet bei der Theateraufführung in den Mienen seines Oheims. Du wirst mir dabei behilflich sein und jede Regung in seinen Zügen verfolgen.“

„Das will ich gern.“ Die eben noch schreckhaft erregten Züge der jungen Frau glätteten sich. Sie schien beruhigt.

Ihr Mann schrieb die gute Wirkung seinem Vorschlage zu und lächelte geschmeichelt. „Nicht wahr, ich hätte das Zeug zu einem Detektiv? Nichts übereilen, — klug und überlegt handeln — und im rechten Augenblick das trocken gehaltene Pulver verschießen, — da entgeht einem kein Verbrecher.“ Die junge Frau schien wirklich voll bester Hoffnung und im Augenblick gar nicht mehr an den Verlust des Rubins zu denken. Auf ihrem feingeschnittenen, von braunem Gelock umrahmten Gesichte lag es wie stilles, glückliches Träumen, wie ein Spiegelbild früher Erinnerung.

Erst als der auf sein Talent stolze Gatte ihren Arm in den seinen zog und den Mund wie tröstend auf die von dem kostbaren Ring entblößte Stelle drückte, überließ ein Frösteln ihren schlanken Leib. Diese Lippen waren so kalt wie sein Herz.

Mitten unter dem Tellerklappern und Gläserklirren, dem Hin- und Wiederlaufen befrachter, geschäftiger Kellner, unter dem Stimmengeplapper der elegant gekleideten Gäste, das die reich bestellte Hoteltafel entlang schwirrte, hatte Maximilian Key, langsam, bedächtig, jedes Wort wie auf der Goldwaage abwiegend und nur bisweilen mit den kleinen, grauen und klugen Augen zwinkernd, seine Erzählung beendet.

Das betroffene Aufhorchen seines Gegenübers gleich bei Beginn derselben hatte ihn von der Wichtigkeit seiner Annahme überzeugt. Wenn er sich auch mit keinem unbedachten Wort verraten mochte, — seine erregten Mienen, die gespannte Aufmerksamkeit, mit der er lauschte, hatten deutlich genug gesprochen, und es erübrigte nur noch, ohne Aufsehen den Hoteldirektor in Kenntnis zu setzen, damit er die Verhaftung des Verdächtigen in die Wege leite. In seinem Triumphe ärgerte den Gutsbesitzer nur die Miene Gertruds. Sie schien, ihrem teilnahmslosen Ausdruck nach, die Größe seines Erfolges gar nicht zu ahnen und nichts im Gesichte des Überführten gelesen zu haben.

„Also bald, nachdem ich die gnädige Frau verlassen?“ fragte Martin Egold, der sich von seiner

anfänglichen Überraschung allmählich zu erholen schien.

„Machte ich die Entdeckung,“ nickte zustimmend Gertrud Rey. „Verloren muß ich den Ring schon etwas früher haben,“ fügte sie stockend, wie in Verlegenheit hinzu.

„Ganz recht. Das stimmt mit meiner Beobachtung.“ Verblüfft starrte der Gutsbesitzer den Dieb an. Diese Ruhe und noch dazu die siegesfreudige Zuversicht, die sich plötzlich auf dessen scharfem, bartlosem Gesichte ausprägte, begriff er nicht. Sollte der ihm über sein, — sich mit einem unerwarteten Trick aus der gestellten Falle ziehen wollen?

„Sie meinen?“ stotterte er in plötzlichem Zweifel an sich selbst.

„Daß die gnädige Frau sehr bald wieder zu ihrem verlorenen, oder sagen wir — gestohlenen Rubin kommen soll.“

„Das sagen Sie?“ Des Gutsbesitzers Mund blieb offen stehen vor Verwunderung.

Martin Egold lächelte eigen, schob noch mit größter Seelenruhe die dünne Waffel zu dem Nest des Vanilleeises, das den Nachtisch gebildet, in den Mund, erhob sich aber dann jäh und ging geradeswegs auf einen am unteren

Ende der Table d'hôte sitzenden schwächlichen Herrn zu, der noch in den besten Jahren stand, in dessen bartlosem, etwas blaßes Gesicht aber schmerzliche Lebenserfahrungen frühzeitig Falten gegraben zu haben schienen.

„Der Ingenieur, — was will er von dem?“ murmelte Rey betroffen.

Seine Aufmerksamkeit war so sehr auf das leise, zwischen den beiden Herren geführte Gespräch gerichtet, daß er nicht bemerkte, wie Gertrud totenbleich geworden war und, nur mühsam ihre Erregung unterdrückend, mit fiebernden Pulsen und schreckenverzerrtem Gesichte neben ihm saß.

Ahnte sie im Geiste die geflüsterte Unterhaltung, die nur die in unmittelbarer Nähe Sitzenden zu verstehen vermochten?

„Ich begreife nicht, was Sie wollen. Ich kenne Sie ja gar nicht, mein Herr!“ Die dunklen

Augen des Ingenieurs blitzten zornig auf, während er klirrend das Messer auf den Teller zurückwarf.

„Martin Egold, Polizeikommissar.“

Sigmar Kranzer stutzte. „Was geht das mich an?“ Unwillig wandte er dem in Zivil gekleideten Beamten den Rücken zu.

Aber der Kriminaler legte ihm in scheinbarer Vertraulichkeit die Hand auf die Schulter. „Sie nennen sich Kranzer, Ingenieur?“ flüsterte er ihm zu.

„Ich nenne mich nicht so, — ich heiße so und bin es,“ erwiderte der andere scharf. „Mit demselben Rechte kann ich an der Eigenschaft zweifeln, in der Sie sich mir vorstellen.“

„Das werden Sie nicht.“ Egold schlug den Kopf ein wenig auseinander, so daß ein kleines Blechschild mit einer Nummer sichtbar wurde.

Der Ingenieur erblakte, faßte sich aber rasch.

„Dann begreife ich um so weniger Ihre sonderbare Zumutung. Warum soll ich Sie auf mein Zimmer führen?“

„In Ihrem eigenen Interesse, um jedes unnötige Aufsehen zu vermeiden, falls sich Ihre Unschuld herausstellen sollte.“

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt,“ entgegnete Sigmar Kranzer in kaltem und schroffem Tone. „Das wird sich sehr bald



„Ganz recht. Das stimmt mit meiner Beobachtung.“

zeigen, Herr Louis Gulik.“

Der durchdringende Blick, die scharfe Betonung, mit der der Name ausgesprochen worden, ließen den Ingenieur unberührt. „Hätten Sie gleich gesagt, daß es sich nur darum handelt, eine Verwechslung aufzuklären, so wäre ich Ihnen auf der Stelle gefolgt.“

Er erhob sich und verließ mit dem Beamten so unauffällig, daß von der Mehrzahl der Gäste kaum einer aufsaß, das Speisezimmer.

Maximilian Rey wagte seine Gattin gar nicht anzublicken. Ganz kleinlaut saß er da und zupfte an seiner Serviette. Dann rieb er sich den Mund, als gelte es, einen bitteren Nachgeschmack wegzuwischen.

„Was sagst du dazu?“ würgte er endlich heraus.

„Daß ich nichts begreife, gar nichts, als daß ein Unschuldiger in furchtbaren Verdacht gekommen zu sein scheint.“

Der Gatte verstand sie nicht. „Ja — wirklich, — in diesem Herrn Egold muß ich mich geirrt haben.“ Unterdessen hatten Kranzer und der Kriminalkommissar das Zimmer des ersten erreicht, und der Beamte vertauschte die bisher höfliche Redeweise mit dem strengen, inquisitorischen Ton der Polizei.

„Sie geben vor, Ingenieur zu sein. Bei was sind Sie beschäftigt?“

„Zur Zeit bei nichts, ich habe im Augenblick keine Anstellung.“

„Und trotzdem das Geld, um in einem teuren Kurhotel die Saison mitzumachen?“

„Wenn ich verpflichtet wäre, Ihnen darüber Auskunft zu geben, so würde ich Ihnen sagen, daß ich mir die Mittel bei meiner letzten Arbeit an der Elsterndorfer Bahn erübrigt habe. Aber Sie werden mir das wahrscheinlich nicht glauben.“

„Nicht eher als ich Ihre Legitimation gesehen.“

Sigmar Kranzer öffnete das verschlossene Fach des Sekretärs, suchte einen Augenblick unter Papieren und reichte ihm dann eine Karte.

Martin Egold betrachtete sie prüfend. Das Papier ist echt, kann aber gestohlen sein, — so gut wie der Rubin.“

Der Ingenieur griff sich wie betäubt mit der Hand an die Stirn und taumelte zurück. Sein zitternder Arm stützte sich auf die Kante des niederen Soffatischen. Alle Farbe war aus seinem Gesichte gewichen.

„Was sagen Sie da?“

„So gut wie der der Frau Gertrud Mey gehörige Goldring mit dem kostbaren Rubin,“ wiederholte deutlicher der Beamte, „den sie gestern Abend im Hotelgarten verlor und den Sie, Louis Guliz, sich aneigneten.“

Es war, als atmete der Verdächtige, von einer letzten Hoffnung beseelt, auf. „Ich eigne mir nichts an, was mir nicht zukommt. Im übrigen, warum nennen Sie mich immer mit einem anderen Namen?“

„Weil es Ihr rechter ist. Ich kenne Sie genau als gefährlichen Hochstapler, den zu überführen und festzunehmen ich hierher ins Viktoriabad geschickt bin. Der Steckbrief zeigt die größte Ähnlichkeit. Nur den Schnurrbart haben Sie sich inzwischen abnehmen lassen, weil Sie Grund hatten, sich unkenntlich zu machen.“

„Ihr Irrtum wird sich schon herausstellen, Herr Kommissar,“ sagte Kranzer etwas beruhigter. „Aber wie kommen Sie dazu, mir den Diebstahl eines Ringes zuzumuten?“

„Auf Grund meiner eigenen Beobachtung, und weil Sie der einzige in der Nähe befindliche Verdächtige waren.“

Der Ingenieur erblaßte aufs neue und starrte den Kriminaler zu Tod erschrocken an. „Wie können Sie das sagen?“

„Weil ich selbst Sie in nächster Nähe der Stelle, wo der Rubin verloren ging, in höchst verdächtiger Weise gesehen habe. Als ich nach einer längeren Unterhaltung mit dem Hoteldirektor wieder an die Wegkreuzung kam, wollten Sie eben aus dem Gebüsch hervortreten, tauchten aber, als Sie mich bemerkten, schnell wieder zurück. Jedenfalls hatten Sie den Ring, den ich nicht beachtet, bereits liegen gesehen und sich einstweilen in der Nähe verborgen. Dann, sobald ich vorüber war, holten Sie den Rubin.“

„Das habe ich nicht getan.“

„Die Durchsuchung Ihrer Effekten wird uns darüber sehr bald Gewißheit verschaffen,“ entgegnete der Beamte kühl.

Das Gesicht des Ingenieurs verzerrte sich. „Das, — das ist es, was Sie wollten, — Hausdurchsuchung in meiner Wohnung?“

„Wenn Sie es nicht vorziehen, den Funddiebstahl zu gestehen.“

„Ich habe keinen solchen begangen.“

„Es ist gleich, wie Sie es nennen. Mir kommt es nur darauf an, festzustellen, ob sich der bewußte Rubin in Ihrem Besitze befindet. Ziehen Sie es nicht vor, mir die lästigen Umstände zu ersparen und die Wahrheit zu bekennen?“

„Ja —“

Diesmal fuhr Martin Egold betroffen zurück und starrte den Räuber ungläubig an. „Sie gestehen den Diebstahl ein?“

„Um Ihnen die Mühe zu ersparen, ja. Hier ist er.“

Der Ingenieur zog sein Zigarrenetuis und holte unter einigen Zigaretten den Goldring hervor.

Der Kriminaler steckte ihn kaltlächelnd ein. „Also hatte ich recht. Ich verhafte Sie im Namen des Gesezes, Louis Guliz.“

„Der bin ich nicht.“

„Wie? — das eine geben Sie zu und das andere leugnen Sie? Aber es nützt Ihnen nichts. Wenn Sie sich auch den Schnurrbart haben abnehmen lassen. Die Ähnlichkeit ist zu groß. Von Anfang an habe ich deshalb ein Auge auf Sie gehabt.“

„Und sich geirrt. Den Ring genommen zu haben gebe ich zu, weil die Versuchung groß war und meine Mittel auf die Reize gingen.“

Sein Gesicht verzog sich schmerzhaft, Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn, und mit gerungenen Händen würgte er an den Worten, die ihm einen schweren seelischen Kampf zu kosten schienen. „Es

ist das erste Mal in meinem Leben, Herr, ich schwöre es Ihnen. Ich bin kein Dieb und Räuber, und was Ihre übrigen Vermutungen betrifft — —“

„So wird sich ihre Wahrheit schon herausstellen,“ schnitt der Kommissar ihm das Wort ab. „Und jetzt folgen Sie mir.“

Auf der Straße übergab Martin Egold den Gefangenen einem begegnenden Gendarmen und kehrte ins Hotel zurück.

In dem kleinen, grünen Salon, in dem nach dem Diner die Kurgäste den Kaffee einzunehmen und die Journale zu lesen pflegten, traf er den Gutsbesitzer und seine Gattin.

Mit großen, erwartungsvollen Augen sah ihm die junge Frau entgegen.

Er verbeugte sich, in seine Brusttasche greifend. „Gnädige Frau, es freut mich, daß ich Ihnen so schnell habe Wort halten können. Denn ich zweifle nicht, daß dies Ihr Rubin ist.“

Entgeistert starrte Frau Gertrud auf den Ring. „Er ist es, — Herr und Heiland, — wie kamen Sie dazu?“

„In meiner Eigenschaft als Kriminalbeamter habe ich ihn dem Diebe abgenommen.“

„Dem Diebe?“ schrie Gertrud in banger Ahnung auf.

„Wer ist es?“ fragte gleichzeitig der enttäuschte Gatte.

„Ein Hochstapler, der sich unter der Maske eines Ingenieurs Kranzer hier eingeschlichen hat, und dessen Verhaftung zu bewirken ich hierher beordert wurde.“

„Siehst du, — du hast ihn gleich nicht leiden mögen und deine Antipathie hat recht gehabt,“ bemerkte hastig der Gutsbesitzer, als ob er seine eigene Niederlage vergessen machen wollte.

Totenbleich lehnte die junge Frau an der Wand. Ohne die Worte des Mannes zu beachten, stammelte sie mit zuckenden Lippen.

„Er, — der Fremde, — den Ring gestohlen, — wie können Sie das behaupten?“

„Weil die Schuldbeweise ihn erdrückten, und er es nicht zur Visitation kommen ließ.“

„Er hätte das eingestanden?“

„Sawohl, indem er mir freiwillig den unterschlagenen Gegenstand zurückgab.“

„Mein Gott, — mein Gott!“ — Frau Gertrud brach in sich zusammen und glitt langsam an der mit grünen Glückskleeblättern verzierten Tapete nieder.

Noch rechtzeitig fing der Gatte sie auf. „Ich danke Ihnen, mein Herr, ich fühle mich tief in Ihrer Schuld.“ Und dann mit einem Blick auf die Bewußt-

lose fügte er hinzu: „Die übergroße Freude, den kostbaren Rubin wieder zu haben, hat ihr für den Augenblick die Befinnung geraubt.“

Der Kommissar warf einen prüfenden Blick auf das Ehepaar. Dann, da im Salon eine allgemeine, neugierige Bewegung entstand, entfernte er sich diskret.

Bleich, doch gefaßt saß Sigmar Kranzer neben einem Gendarmen auf der Anklagebank.

Das anfänglich gegen ihn vorgelegene Material war sehr zusammengeschmolzen. Der Ingenieur hatte die Wahrheit aller seiner Behauptungen nachweisen können. Eine tatsächliche Ähnlichkeit mit dem gesuchten Louis Gultiz war

die Ursache der dem gewiegten Kriminalisten passierten Verwechslung geworden. Jetzt saß der richtige Hochstapler, in einer anderen Stadt in die Falle gegangen, bereits hinter Schloß und Riegel, und der Staatsanwalt hatte sich bei seiner Anklage auf den zugestandenen Funddiebstahl beschränken müssen.

Da es sich um einen Gegenstand von so bedeutendem Werte handelte und der Täter ein den besseren Kreisen der Gesellschaft angehöriger, bisher in seinem Rufe tadelloser Mann war, so hatte die Unterschlagung, die sonst kaum großes Interesse erweckt haben würde, in der Stadt bedeutendes Aufsehen gemacht, und der dem Publikum eingeräumte Platz



Entgeistert starrte Frau Gertrud auf den Ring.

des Gerichtssaales war von Neugierigen, unter denen gepuzte Damen die größte Rolle spielten, dicht gefüllt.

„Bekennen Sie sich schuldig?“ fragte der Vorsitzende, nachdem die Anklageschrift verlesen war, „und geben Sie entsprechend dem in der Voruntersuchung abgelegten Geständnis die Begehung der Tat zu?“

Der Ingenieur sah nicht auf. Die Blicke am Boden, senkte er nur noch etwas tiefer das Haupt. „Ich bleibe bei dem, was ich gesagt.“

„Sigmar, du lügst,“ gellte plötzlich von der Zeugenbank her eine Stimme. „Ich leide es nicht, daß du dich schuldlos zum Opfer für mich bringst. Bis heute habe ich geschwiegen, aber es länger zu tun, wäre ein Verbrechen!“

Die Worte übten eine verblüffende Wirkung. Als wäre ein Blitzstrahl aus der blauen Luft des Sommertags mitten in den Gerichtssaal gefahren, so schnellte alles empor, und aller Blicke waren auf die todblaue Frau gerichtet, die Bestohlene, die Besitzerin des kostbaren Rubins, die man als Zeugin geladen.

Der Mann auf der Anklagebank sank noch tiefer in sich zusammen. Es klang, als ob er erstickt und kramphhaft schluchzte.

Es dauerte eine Weile, bis der Vorsitzende sich fassen und in erzwungen nüchternem Tone sich an die unerwartete Störerin der Verhandlung wenden konnte.

„Wenn Sie zu der Sache noch etwas Besonderes mitzuteilen haben, Frau Rex, so wollen wir zunächst zu Ihrer Vernehmung schreiten. Was wollten Sie mit Ihrem unerlaubten Zwischenrufe sagen?“

„Daß der Angeklagte unschuldig ist.“

„Was veranlaßt Sie zu dem Glauben?“

„Zu dem Glauben, Herr Präsident? — Eine sehr einfache Tatsache. Ich habe ihm den Rubin geschenkt.“

Die neue Sensation zog ein allgemeines, tiefes Schweigen des Erstaunens im Saale nach sich. Nur Sigmar Kranzer fuhr von seinem Sitze empor und wollte eine abwehrende Bewegung machen.

Es war nicht nötig, daß der Gendarm sie hinderte, denn der Blick, der ihn aus Gertruds Augen traf, genügte, seine Arme kraftlos herabsinken zu lassen.

„Was haben Sie zu bemerken, Angeklagter?“

„Nichts, Herr Präsident. Wenn sie selbst es sagt, habe ich kein Recht, sie Lügen zu strafen.“

„Sie geben also zu, daß Sie den Ring von Frau Rex zum Geschenk erhielten?“

„Ja. Aber ohne ihre Zustimmung hätte ich nie ein Wort verraten.“

„Sie hatten die Pflicht, zu sprechen, nicht das Gericht zum Narren zu halten.“ Die Stimme des Vorsitzenden grollte wie dumpfer Gewitterzorn. „Wir sitzen nicht Possenspieles halber hier. Warum schwiegen Sie?“

„Weil ich die Dame, die ich liebte, nicht compromittieren wollte.“

„Sie liebten also die Frau eines andern?“

„Lange bevor sie die Frau eines andern wurde.“

„Zeugin Rex, verhält sich das so?“

Die junge Frau neigte errötend das Haupt. „Ich war 17 Jahre damals, er 20, als wir uns ewige Treue schwuren. Aber es kam anders. Sigmar war mittellos, und meine Eltern zwangen mich, den reichen Gutsbesitzer Rex, meinen jetzigen Gatten, zu heiraten. Aus Kindespflicht und Dankbarkeit brachte ich das Opfer. Sigmar ging ins Ausland. Ich sah ihn nicht wieder. Bis vor wenigen Wochen im Kurhotel Viktoriabad.“

„Sie setzen Ihren Gatten von dem unerwarteten Wiedersehen in Kenntnis?“ fragte der Vorsitzende mit milderer Stimme.

„Fremde stellten ihn uns vor. Aber Sigmar hat mich, ihn nicht zu verraten, und so schwieg ich, weil ich sein Gefühl verstand.“

„Wenn Sie ihm aber den Ring geschenkt haben, müssen Sie Herrn Kranzer doch noch einmal gesprochen haben?“

„Ein einziges Mal, wenige, flüchtige Minuten, bei jenem Sommerfeste.“

„Wie kam das?“

Frau Gertrud zögerte, fragend blickte sie auf den Angeklagten. Sein Auge schien zu sprechen: Sage alles. — Da hob sich ihre Brust zu leisem Atemzuge, und sich zusammenfassend, fuhr sie fort: „In dem Gedränge beim Feuerwerk stand er plötzlich neben mir und bat mich stehend, nur wenige Minuten ihm allein Gehör zu schenken. Ich kannte ihn als Ehrenmann und fürchtete nichts. So bestimmte ich ihm den Platz. Im Getümmel wußte ich meinen Mann zu verlieren. Aber schon nahe der Bank schloß sich jener Herr mir an, — der, wie wir später erfuhren, ein Polizeikommissar war. Er ward aber nach wenigen Schritten abgerufen, und dann kam Sigmar, der in der Nähe schon gewartet hatte, zu mir.“

„Wie lange waren Sie dann beisammen?“ forschte der unerbittliche Richter.

„Ich weiß es nicht. Die Minuten wurden zu Sekunden. Sigmar beschwor mich, jetzt, da meine

Eltern gestorben seien, mich von meinem Gatten zu trennen und sein zu werden, da keine Rücksicht mich mehr binde.“

„Und Sie versprachen ihm das?“

„Nein. Ich konnte mich zu einem solchen Schritte nicht entschließen. Es war eine Feigheit, meine Herren Richter, ich bekenne es offen, denn ich habe meinen Mann nie geliebt, wie es die Ehe verlangt, und was nachher sich ereignete, war die verdiente Strafe für meine Schwäche.“

Atemlose Stille herrschte in der Saale. Aller Blicke waren mit fieberhafter Spannung auf die Frau gerichtet, die so plötzlich aus freien Stücken an die Stelle des Angeklagten getreten war.

„Sigmar verzweifelte,“ fuhr Gertrud fort, „er drohte sich ein Leid anzutun, da er jetzt sehe, daß ich ihn nie wahrhaft geliebt habe. „Mein einziger Freund,“ schrie ich auf, —

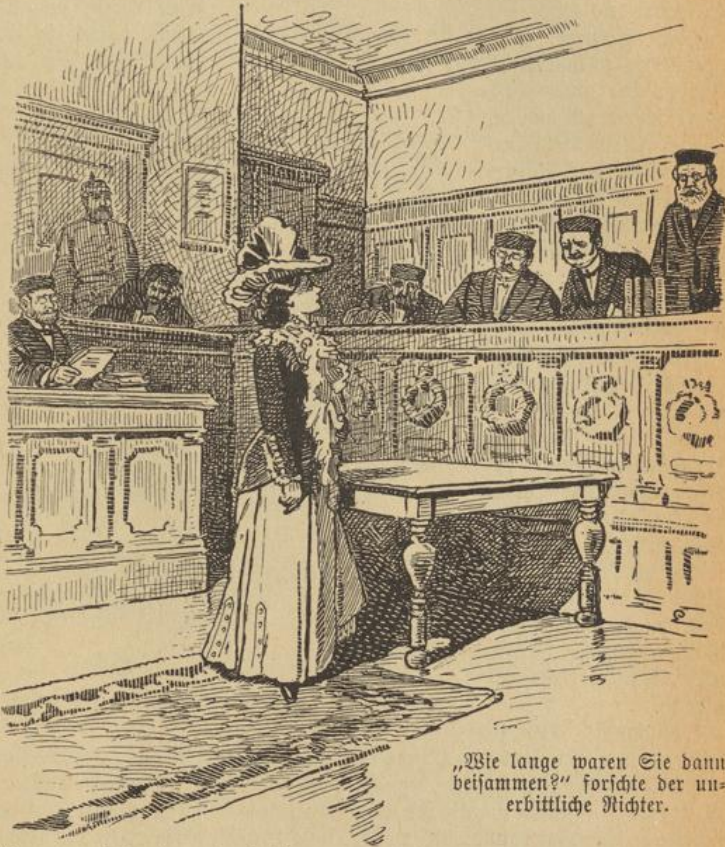
„du mißverstehst, du verkennst mich. O, daß ich dir's beweisen könnte! Da, — ja, nimm das —“ ich zertrug den Ring mit dem Rubin vom Finger, —

„es ist das Teuerste, was ich besitze, das Vermächtnis meiner sterbenden Mutter, niemand hätte es je erhalten, außer dir, der mir das Liebste auf der Welt ist!“ Das rührte ihn, er küßte den Ring und meine Hand. In diesem Augenblick schreckten uns nahende Schritte auf. Es konnte mein Gatte sein. Ich warnte Sigmar, und er floh ins Gebüsch. Mein Mann war es wirklich, der gleich darauf aus einem Seitenwege trat. Ich war darüber so erschrocken, daß ich im ersten Augenblick nur schuldbewußt den Kopf senken, wie suchend auf den Boden blicken konnte.“

„Und dann erfanden Sie das Märchen von dem verlorenen Rubin?“ fragte der Vorsitzende, sich aufmerksam nach vorn beugend.

„Die Angst trieb mich dazu. Max war argwöhnisch, er wollte wissen, wie ich allein zu der einsamen Bank kam, und zugleich fiel sein Blick auf meinen leeren Finger. Jeden Augenblick konnte er

fragen, wo der Edelstein geblieben. Da kam ich ihm zuvor, ohne zu ahnen, welche Folgen aus meiner Lüge entstehen sollten. Wochen hindurch habe ich geschwiegen, immer hoffend, Sigmars Unschuld werde sich auch ohne mein Geständnis herausstellen. Heute mußte ich sie aufgeben, und ich durfte den, der sich für mich geopfert, nicht noch länger leiden lassen. Ich habe den Mut der Wahrheit gefunden, ohne Rücksicht auf die Folgen. Verdammen Sie mich



„Wie lange waren Sie denn beisammen?“ forschte der unerbittliche Richter.

deshalb, wenn Sie können, meine Herren Richter.“

Sie schwieg erschöpft. Aber aus den lezten, leise, doch leidenschaftlich gesprochenen Worten hatte es wie trotziger Stolz geklungen.

„Wir haben kein Urteil über Sie zu fällen,“ bemerkte der Richter ernst. „Sie sind hier als Zeugin erschienen, und über das, dessen Sie sich schuldig gemacht, haben Sie nur Ihr Gewissen sprechen zu lassen.“ — „Angeklagter,“ wandte er sich an Sigmar Kranzer, „verhält sich das alles so, wie die Zeugin gesagt?“



Der Ingenieur richtete sich wie von einer schweren Last befreit auf und sah dem Vorsitzenden frei und offen ins Gesicht. „Es ist die reine Wahrheit.“

„Dann gehen Sie, obwohl Sie das Gericht in nicht gestatteter Weise getäuscht haben, als Ehrenhaftester aus dieser Verhandlung hervor,“ bemerkte der Präsident im Tone leiser Rührung; „denn über das, was Sie gefehlt haben mögen, hat ein Höherer zu richten als wir.“

„Ein Höherer, der es dir eingab, so edel, so großmütig zu handeln,“ rief Frau Gertrud unwillkürlich. Sie schien noch mehr sagen zu wollen, aber die streng abweisenden Blicke der Richter schlichterten sie ein. Der Staatsanwalt erhob sich und zog seine Anklage zurück.

Frei, von den Zuhörern bewundert und angestaunt, verließ Sigmar Krauzer den Gerichtssaal.

In der schattigen Lindenallee, die zur Stadt zurückführte, blieb er wiederholt, wie wartend, stehen.

Endlich kam sie daher, langsam, in tiefem Sinnen, bei seinem Anblick aber voll hastiger Freude ihre Schritte beschleunigend.

„Sigmar!“ rief sie bewegt, ihm freudig beide Hände entgegenstreckend.

„Wie soll ich dir danken, — ewig und einzig Geliebte!“ — Sich umblickend und allein sehend, machte er eine Bewegung, als wollte er sie in seine Arme schließen. Aber abwehrend wich sie ihm aus.

„Noch nicht, erst muß das Nötigste geschehen. Die Scheidung von meinem Gatten.“

### Sinnsprüche.

Nicht die Leiden, die wir zu erdulden haben, sondern die Vorstellungen, welche wir während derselben unterhalten, machen uns unglücklich. Wer allzulange bei ihnen verweilt, wer sich die Leiden als unendlich denkt, der leidet doppelt.

„Das wolltest du?“ — Helle Freude leuchtete in den dunklen Augen des Ingenieurs auf. Doch gleich darauf glitt wieder ein dunkler Schatten über sein sonnig erhelltes Gesicht. „Und wenn er sich weigert?“

„Er muß, nach dem, was die Öffentlichkeit erfahren. Und er wird nicht zögern, einzuwilligen. Ich kenne ihn und seine Anschauungen zur Genüge. Duzendmal hat er mir's ja versichert. Ein Weib, von dem er wisse, daß es ihn nicht liebe, halten zu wollen, falle ihm nicht ein. Da höre auch seine Liebe auf, — und es gebe ja andere Frauen genug. Und jetzt,“ — sie nestelte an ihrem Finger — „da nimm wieder, was dir gehört.“

„Trudchen, — noch einmal den Rubin?“

„Sieht er nicht aus wie ein Tropfen Blut?“ gab sie zurück. „So oft ich ihn die lange, schreckliche Zeit über ansah, mußte ich immer an dich denken, an dein Unglück und meine Schuld. Wie dein rotes Herzblut erschien er mir, das Herzblut deiner Treue, mit dem du ihn errungen und mich!“

Noch einmal war sie schwach, und unter dem duftigen Schatten der Linde sank hingegen ihr brauner Kopf an seine

Brust. — „O Sigmar, mein Glück!“

Verstohlen küßte er sie. „Er hat es uns gebracht. Der Rubin. — Deine Mutter hat recht gehabt. Sie hätte dir kein kostlicheres Kleinod hinterlassen können.“

Und über ihnen in den blühenden Zweigen schmetterte ein Fink sein verspätetes Liebeslied.



„Da nimm wieder, was dir gehört!“

Um einen Freund von edler Art zu finden, Mußt du zuerst das Edle selbst empfinden, Das dich der Liebe würdig macht. Hast du Verdienst, ein Herz voll wahrer Güte, So Sorge nicht: ein ähnliches Gemüte Läßt deinen Wert nicht aus der Acht.

## Der Stein der Weisen.

Im Schoß der Erde liegt gar manches noch verborgen, Das sehulichst wartet auf den Auferstehungsmorgen. Geduld! Schon steigt das Morgenrot aus langer Nacht, Das alles, was auf Erden ist, uns sichtbar macht.

Ja, unsere junge Wissenschaft arbeitet im neuen Morgenrot des erwachten Jahrhunderts und zerteilt die Morgennebel, um bald da, bald dort unsere Blicke hinzulenken zu neuen Entdeckungen und Erfindungen. Wohl gibt's auch unter uns noch solche, denen es unbequem ist, mit der schnellebigen Zeit zu gehen, und die das Althergebrachte als ein heiliges Vermächtnis unangetastet beibehalten möchten; sie ziehen die Zipfelmütze über Aug' und Ohr und sagen: laßt das! Wir werden es doch nie erfahren, nie begreifen!

Für die hat der Wanderer in seinem Kalender keinen Raum. Wohl aber für alle, welche auf dem laufenden der Zeit bleiben wollen.

Und so will er seinen Lesern etwas vom „Stein der Weisen“ berichten. Nicht von jenem Stein, von dem die Alchimisten träumten, daß man Gold aus ihm machen könne, bloß um reich zu werden; wohl aber von einem lange unbeachteten, der uns in unserer Anschauung über Wesen und Bau der Erdenkörper ungemein reich gemacht hat, ja uns vielleicht hinführt bis zur Erkenntnis des lange gesuchten Urstoffes im Weltall.

In einem grauschwarzen, wachsglänzenden, schweren Stein aus den Bergwerken von Joachimstal in Böhmen, der Begerz oder Pechblende heißt, fand man schon vor hundertundzwanzig Jahren einen metallischen Körper, das Uran, nach dem damals neu entdeckten Planeten Uranus also benannt. Man schenkte ihm wenig Bedeutung, bis man bei diesem Uran und seinen Verbindungen ähnliche wunderbare Eigenschaften entdeckte, wie sie in einer Röntgenröhre sich zeigen: im Dunkeln zu leuchten, auf die photographische Platte einzuwirken, ja die leuchtenden, das Licht in Farben zerlegenden Strahlen durch andere Körper hindurchzulassen und sie leitfähig zu machen für die Elektrizität. Diese Strahlen nennt man nach ihrem Entdecker Becquerel-Strahlen.

Aus der Pechblende fabrizierte nun nach langer, mühsamer und kostspieliger Arbeit die Pariser Chemikerin Frau Curie im Jahre 1900 einen Körper, den sie Radium nannte. Sie mußte tausend Kilogramm Pechblende bearbeiten, um nur zwei zehntel Gramm dieses wertvollen Stoffes zu

erhalten. Das Radium zeigt nun jene vorhin genannten Strahlungseigenschaften im allerhöchsten Maß, noch millionenfach besser als alle früher hergestellten Uranverbindungen. Sie nannte diese Strahlungstätigkeit des Radiums Radioaktivität und alle Körper, welche ähnliche Strahlen derart aussenden, radioaktive Substanzen. — Für diese hervorragende Entdeckung des Radiums erhielt Frau Curie im Jahre 1903 den Nobelpreis.

Zu der Gesellschaft des Radiums gehören noch verschiedene Verwandte, alle aus der unscheinbaren Pechblende gewonnen. Unter andern auch das vom schwedischen Chemiker Berzelius im Jahre 1829 entdeckte Thor, nach dem nordischen Donnergott also benannt. Aus den Verbindungen dieses Stoffes sind unsere Glühstrümpfe auf den Gasbrennern hergestellt.

Nachdem das Radium geboren und getauft war, interessierte man sich auf seinem weiteren Lebensgang auch für seine merkwürdigen Eigenschaften. Und die bedeutendsten Chemiker, Physiker, Ärzte und Physiologen suchten den „Stein der Weisen“ zu erhaschen. Das ging nur langsam, denn ein einziges Gramm kostet heute noch ein großes Vermögen, eine Viertel-Million Mark. Man begnügt sich mit einem Milligramm des kostbaren Stoffes und erlegt seine dreihundert Mark dafür.

Das Radium als Handelsartikel ist meist ein sogenanntes Radiumsalz, verbunden mit Chlor oder Brom zu Radiumchlorid oder Radiumbromid. Es bildet weiße Kristalle oder ein Pulver von hohem Gewicht, noch schwerer als Quecksilber und Blei. Es leuchtet im Dunkeln wie ein Glühwürmchen im Gras, durchleuchtet Papier, Glas und dünne Metallplatten und zerstört bei längerer Einwirkung die Samen des Getreides, die Haut unseres Körpers und tötet sogar kleine Tiere.

Woher stammt nun diese merkwürdige Tätigkeit des Radiums?

Die Radioaktivität ist die Wirkung unsichtbarer Strahlenbüschel, die von den Radiumpräparaten ausgesandt werden. Die beigelegte Zeichnung erklärt dies. Man kann sie in drei Strahlengruppen unterscheiden: die erste, welche in der Zeichnung nach links geht, die zweite nach rechts, die dritte geradeaus. Sie stehen in naher Verwandtschaft mit dem Magnetismus und der Elektrizität.

Es gibt zwei Arten von Elektrizität; die auf einer geriebenen Glasstange erzeugte, positive, und die auf

einer Siegellackstange entstehende, negative; sie sind in ihren Wirkungen entgegengesetzt. Die kleinsten Teilchen der Luft, die Moleküle, sind im gewöhnlichen Zustand ganz unelektrisch. Sobald aber elektrische Strahlen durch dieselbe ziehen, werden ihre Moleküle in positive und negative Luftteilchen gespalten, die man Ionen heißt. So bilden dann die Ionen eine Brücke für die fortschreitende Leitfähigkeit der Luft.

Die erste, nach links gehende Gruppe der Radiumstrahlen führt positive Elektrizität mit sich, die sie mit sehr großer Geschwindigkeit fortschleudert. Dadurch wird die Luft in Ionen getrennt und also leitfähig. Ein einzelnes Teilchen dieser Strahlen kann hunderttausend Ionen erzeugen. Die Strahlen reichen aber nur auf etwa zehn Zentimeter. Ein Aluminiumblech von nur zwei hundertstel Millimeter Dicke hält sie schon auf. Schließt man das Radium in ein Glasröhrchen ein, so erzeugt es in demselben soviel Elektrizität, daß die Funken durchschlagen: also hat es die merkwürdige Eigenschaft, sich selbst elektrisch zu laden. Die Gase, die sich im Röhrchen entwickeln, können die Glaswand sogar zersprengen. Wenn die Strahlen auf photographisches Papier fallen, wird es schwarz; organische Stoffe, lebende Pflanzenblätter, die Gewebe der tierischen Haut werden zerstört, Steinkristalle leuchten im Dunkeln in ihren eigentümlichen, prächtigen Farben.

Ein chemisches Präparat aus Schwefel und Zink, die Sidotblende, auf einem Papierschirm aufgetragen, zeigt die furchtbare Wucht, mit der die blitzenden Strahlenbüschel des Radiums darauf schlagen. Sie fahren mit solchem Anprall an die Zink- und Schwefelkriställchen der Sidotblende, daß sie zerplatzen und dabei ein Fünkchen erzeugen. Man hat einen Apparat konstruiert, mit dem man sieht, daß diese Schwärme dahinsausender Strahlen wirkliche, materielle Körperchen sind: jeder Lichtblitz zeigt ein anstürmendes Teilchen, führt uns die Wirkung eines einzelnen Atoms wirklich vor Augen. Und trotzdem ist der Gewichtsverlust eines Grammes Radium im ganzen Jahr noch lange kein Tausendstel-Milligramm. Die Lebensdauer eines Radiumatoms beträgt über tausend Jahre. Das sagt uns weiter, daß das Radiumpräparat unter günstigen Umständen eine unverwüßliche Dauer besitzt, ein Perpetuum mobile vorstellt, das ständig seine Geschosse fortschleudert, ohne müde zu werden, ohne nennenswerten Verlust zu erleiden.

Dabei produziert die Energie des Radiums eine beträchtliche Wärme. Deshalb ist die Temperatur

in der Nähe des Radiums ständig um einige Grade höher. Es ist somit eine ständige aktive Wärmequelle, wie eine brennende Kohle oder Leuchtgas. Ein Gramm Radium liefert in der Stunde hundert Wärmeeinheiten, das ist eine Wärmemenge, welche ein Gramm Wasser von  $0^{\circ}$  auf  $100^{\circ}$  erhitzen könnte. Ein ganzes Kilo davon käme durch seine eigene Wärmeentwicklung in volle Glut. Wäre diese Wärme nutzbar zu machen für Leucht- und Heizzwecke, so könnte man mit der gesamten Energie des Radiums auf der Erde ständig drei Millionen Bogenlampen speisen und den ganzen Winter hindurch für fünfzig Pfennig alle seine Zimmer heizen . . . Welche Zukunft für Industrie und Leben! Die verlockendste Phantastie fährt auf Flügeln dahin.

Die Wärme unseres Erdkörpers hängt zum großen Teil wohl auch von der Tätigkeit der Radiumstrahlung ab. Und weitans reicht der Vorrat davon für die Erde, um ihren Wärmehaushalt zu regeln und ihren Wärmeverlust zu ersetzen. Die Lebensdauer und die Wärmestrahlung des Radiums läßt auch schätzungsweise einen Schluß zu auf die Berechnung, daß die Uran-Gesteine, in denen ja das Radium vorkommt, zum mindesten vierhundert Millionen Jahre auf der Erde existieren, und die Erde sicher seit dreißig Millionen Jahre ihre feste Kruste besitzt, womit auch die geologischen Berechnungen übereinstimmen.

Die zweite Gruppe der Radiumstrahlen — die in der Zeichnung nach rechts gehenden — führen negative Elektrizität mit sich. Sie sind durch den Magneten leicht abzulenken. Die am weitesten abgehenden haben die größte Geschwindigkeit, welche der des Lichtes fast gleichkommt. Der Verlust, den diese Strahlen an wägbarer Masse durch ihre Strahlungsenergie einbüßen, ist noch viel, viel geringer, als bei der ersten Gruppe.

Nun nimmt man an, daß die Elektrizität aus kleinsten Körperchen besteht, die man Elektronen nennt. Und man hat durch weitgehende Untersuchungen festgestellt, daß solch ein Elektron an seiner wägbaren Masse je nach der Geschwindigkeit veränderlich wird, obgleich nichts dazu- oder hinwegkommt. Man muß sich also füglich fragen, ob die Elektronen überhaupt dann noch als Körperchen oder Materie aufgefaßt werden können, oder ob wir es hier mit dem längst gesuchten Aether zu tun haben, aus dem das ganze Weltall sich aufbaut — eine Frage von weittragender Bedeutung.

Die dritte Strahlengruppe endlich — in der Zeichnung geradeaus gehend — führt auch Elektrizität mit sich und ist ausgestattet mit sehr großem

Durchdringungsvermögen. Die Strahlen gehen durch Fleisch und Knochen des Menschen, ja durch zentimeterdicke Bleiplatten. Selbst auf den Sehnerv des fest geschlossenen Auges wirken sie ein; ja, sie werden zum Prüfstein für Herz und Nieren. Das neuerrichtete radiologische Institut zu Paris erhält einen Radium-Tempel, dessen Innenwände mit dicken Bleiplatten ausgekleidet sind, um die Radiumstrahlen alle miteinander einzusperrten.

Bringen wir das Radium in einer offenen Schale in einen geschlossenen Kasten, so bekommen alle Gegenstände darin die gleichen Eigenschaften wie das Radium, sie werden radioaktiv. Es strömt also ein unsichtbares Gas durch die Luft, das der englische Chemiker Rutherford Emanation, das heißt Fortfließendes, genannt hat. Gleichwie Moschus oder Veilchenduft sich in einem Zimmer bemerkbar macht und überall hinströmt, so geht es dem Emanationsgas. Es kann die große Kälte von 154 Grad und die Rotglut von 450 Grad aushalten, ohne an seiner aktiven Tätigkeit einzubüßen.

Und noch eine merkwürdige Tatsache wurde an diesem Radiumgas festgestellt: es kann sich in ein ganz anderes Element, das Helium, verwandeln; also daß es heute keinen leeren Bahn der Mischmisten mehr bedeutet; ein Element kann in ein anderes übergehen! Für diese wunderbare Entdeckung erhielt der englische Chemiker Ramsay

im Jahre 1904 den Nobelpreis zuerkannt. Das Helium ist zwar schon seit 1869 bekannt und erhielt damals seinen Namen von der Sonne, Helios. Seine Entdecker nämlich vermuteten seine Existenz nur auf der Sonne, da es sich wohl in ihrem Spektrum vorfand, nicht aber auf der Erde gefunden werden konnte. Heute wissen wir, daß es ein Umwandlungsprodukt des Radiums ist. Jedoch liefert ein Gramm Radiumbromid in einem Jahr nur zwei Tausendstel Milligramm Helium.

Hierauf aufmerksam geworden, verfolgte man die Verwandlungs- oder Zerfallprodukte des Radiums weiter. Man sagte sich, wenn das Radium fort und fort seine materiellen Teile fortschleudert, so muß sein Gewicht geringer werden. Bei dieser Untersuchung hat man die weitere merkwürdige Ent-

deckung gemacht, daß es nach verschiedenen Gruppen der Abschleuderung bei Verlust von zwanzig Einheiten seines Gewichtes tatsächlich beim Atomgewicht des Bleies angekommen war: also daß das Blei selbst vielleicht das Schlußglied des Zerfalles von Radium ist. Diese kühne Hypothese vom Zerfall der Atome und der daraus folgenden Bildung anderer Elemente ist das geniale Werk des schon genannten Rutherford, dem dafür im Jahre 1908 ebenfalls der Nobelpreis verliehen wurde.

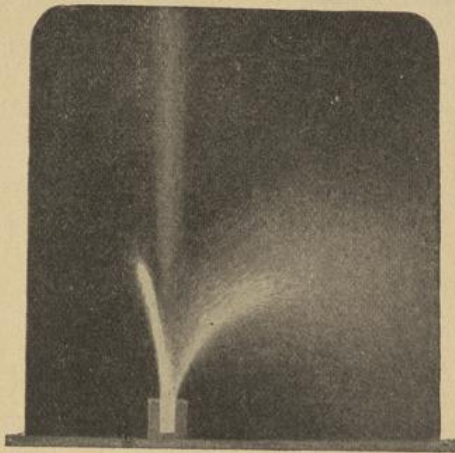
Das Radium hat eine lange Lebensdauer, bis es völlig zerfällt. Aber wenn es auch Jahrtausende standhält, dem Untergang steuert es — wie alles auf Erden — sicher entgegen. Da wir aber immer noch Radium genug besitzen, so muß sich der Verlust im Laufe der Zeiten wohl wieder ersetzen. Und

diesen Ersatz liefert eben das in der Pechblende vorkommende Uran. Es hat eine Lebensdauer von vielen Millionen von Jahren und liefert aus tausend Kilo dreihundertvierzig Milligramm Radium.

Je mehr uns die Erforschung der Radioaktivität ein neues, unermutetes Wissensgebiet erschlossen hat, desto berechtigter fragt wohl der Leser, ob denn diese Tätigkeit des Radiums durch seine Allgewalt auf Erden nicht auch uns jetzt lebenden Menschenkindern in irgend einer Weise fühlbar geworden sei.

Gewiß! Zunächst enthält nachgewiesenermaßen unsere Atmosphäre diese Radium-Emanation. Sie strömt ständig aus dem Erdboden in die Luft. Bei niedrigem Barometerstand bringt mehr heraus als bei hohem Luftdruck; am Meeresufer ist sie geringer als im Binnenland, im Hochland bedeutender als im Tiefland. Der Luftkurort Arosa in Graubünden hat eine große Radium-Emanation. In der Ackererde von Capri bei Neapel und im Fango, einem Schlamm aus den Sprudelquellen in Battaglia bei Padua, ist eine bedeutende Menge davon vorhanden. Die Fango-Bäder sind weltberühmt durch ihre Heilwirkung auf Gicht und Rheumatismus.

Wie die Atmosphäre, so ist auch das Wasser der Erde mit Radium-Emanationen bedacht. Die meisten Quellen sind radioaktiv; ruhig fließende Gewässer,



Die Strahlen des Radiums

besonders das Wasserleitungswasser, reicher als rasch dahinfließende. Schütteln und Kochen treibt das Gas aus.

Es gibt Wasser, denen man eine besondere Heilwirkung als Trink- und Badewasser zuschreibt: Baden-Baden, Wilbbad, Nauheim, Kreuznach, Wiesbaden, Gastein, Karlsbad und noch viele. Man hat durch einen einfach konstruierten Apparat festgestellt, daß alle diese Wasser reich sind an Radium-Emanationen. Weit oben stehen zum Beispiel die altrömischen Quellen von Ischia bei Neapel, die 370 Einheiten dieser Emanation aufweisen, hierauf folgt Gastein mit 149, Baden-Baden (die Büttquelle) mit 125, Karlsbad mit 48, die Tannusbäder mit 28 bis 10 Einheiten. Sollte das nur Zufall sein, daß die Heilwirkung dieser Bäder beeinflußt wird durch die reichlich vorkommenden radioaktiven Gase?

Daß sich die Chemiker, Physiker, Ärzte das Radium ganz besonders näher betrachten, wird nunmehr dem Leser begreiflich sein. Es sind radiologische Institute zur weiteren Untersuchung des Radiums gegründet worden, Radium-Fabriken entstanden, so daß doch

mit der Zeit durch Verbesserung in der Methode der Darstellung des kostbaren Körpers Radium genug hergestellt werden kann. Daß auch die wissenschaftliche Welt großen Anteil nimmt an der wunderbaren Entdeckung, beweist die Tatsache, daß der Nobelpreis im verfloßenen Jahrzehnt an drei Radiumforscher, Frau Curie, Ramsay und Rutherford, verliehen wurde. Professor Ehrlich, der bekannte Erfinder des Syphilitis-Heilmittels, hält die Auffindung des Radiums für die hervorragendste Leistung des letzten Jahrzehntes: die Radiumforschung hat uns zu der großen Kenntnis geführt, daß die Atome der Körper nicht einfach, sondern zusammengesetzt und veränderlich sind. Es handelt sich dabei um eine vollkommene Umwälzung unserer wissenschaftlichen Anschauung, deren Tragweite wir heute wohl ahnen, aber endgültig noch gar nicht beurteilen können.

Der Mensch hat wiederum der Natur ein Geheimnis abgerungen; er wird ihr noch mehrere abringen. Das im Schoß der Erde verborgene Radium hat seinen Auferstehungsmorgen erlebt und wird immer mehr und mehr — wie es überschrieben wurde — zum „Stein der Weisen“ werden. V. Sch.

## Heiteres aus den Kriegsjahren 1870/71.

Die badische Felddivision stand bei Wörth auf dem linken Flügel der III. Armee unter dem Befehl des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Jeden Augenblick wurde der Befehl zum Borrücken erwartet, als plötzlich die württembergische Felddivision uns vor die Nase kam und in den Kampf eingriff, während wir in Reserve blieben.

Nachdem die Schlacht zu Ende gegangen, marschierte mein Regiment gegen das Dorf Oberdorf, um in der Nähe zu bivaktieren, aber auch um Tote und Verwundete zu sammeln.

Nun ging das törichte Gerücht, sämtliche Brunnen im Dorfe seien vergiftet. Und bald wurden wirklich zehn Herren aus der besseren Klasse der Ortsbewohner vor einen General geführt, dem diese ihr Befremden über das unbegründete Gerücht ausdrückten; aber man zweifelte an der Wahrheit ihrer Aussage. Obwohl Mannschaften und Pferde großen Durst hatten, durfte kein Wasser geholt und keines getrunken werden. Zuvor wurden die zehn Herren von einem Brunnen zum andern geführt, und jeder hatte davon ein Glas Wasser zu trinken, so daß jeder von den Bedauernswerten in Summa ungefähr 27—30 Gläser Wasser vertilgen mußte. Als nach einer halben Stunde keiner sterben wollte,

wurde erst das Holen und Trinken erlaubt. Ich habe in meinem Leben keine so wässerigen Gesichter gesehen, wie hier die „zehn“ in Oberdorf.

\* \* \*

In Müzig durften wir nur rasten, nicht bleiben. Da hörten wir einen behäbigen Metzgermeister vor seinem Laden gewaltig französisch über die deutschen Barbaren schimpfen. Leutnant N., des Französischen nur in bescheidenem Maße mächtig, fuhr über den impertinenten Kerl los, wurde aber plötzlich ruhig, als ihm dieser in echt schwäbischer Mundart entgegenete: „Nur nit glei so neifahre, send Sie doch vernünftig, Herr Leutnant, und kummet Sie in Lade! I bi jo a gueter Schwob und Deutscher, aber i muaf mi so stelle, als wott i euch alle fresse. — Und wenn i jetz uf d'Stroß kumm, so muaf i halt wieder schelte, sonst bin i g'lieferet bei de Franzose.“ — Er nahm wenigstens 50 Pfund Speck mit auf die Straße, schimpfte über uns französisch, verteilte den Speck, als wäre er ihm von Leutnant N. bezahlt worden, und dann sprach er halblaut zu den Soldaten: „Machet euer Sach nur guet und haut de Franzose überall de Buckel recht voll, sonst muaf euch a schwäbisch Mäusle beiße.“

## Vor hundert Jahren.

In unserer schnelllebigen Zeit, in der das Vergangene so rasch dem Gedächtnis der Lebenden entwindet, möchte der Wanderer den Lesern seines Kalenders von 1913 in aller Kürze eine Zeit vor Augen rücken, die es wert ist, wieder an uns vorüberzuziehen, die Zeit vor 100 Jahren, in der unser Volk um Freiheit und Vaterland gelitten und gestritten, der Zeit der Freiheitskriege.

Nach dem unglücklichen Tag von Jena und Auerstedt, wo Napoleon am 14. Oktober 1806 Preußens Heerhaufen zerschlagen und zersprengt hatte und 50 000 Streiter auf der Wahlstatt geblieben waren,

die meisten Festungen des Landes in unerhörter Schnelligkeit dem Sieger ihre Tore geöffnet hatten, bemächtigte sich des preussischen Volkes eine beispiellose Verwirrung und Niederergeschlagenheit. Eine volle Demütigung erlitt Preußen aber durch den Frieden von Tilsit am 9. Juli 1807. Obgleich die durch Anmut und Hoheit strahlende Königin Luise wider ihren Willen den finstern Mann des Schreckens selbst hat um Milderung der harten Friedensbedingungen, — Napoleon dik-

tierte dem wehrlosen Preußen seinen unerbittlichen Willen. Es verlor die Hälfte seiner Besitzungen, die Napoleon seinen Günstlingen und dem Troß der deutschen Bundesfürsten schenkte, die seit dem 12. Juli 1806 im Rheinbunde sich unter seinen Schutz gestellt hatten. Es war noch ein Glück, daß der preussische König Friedrich Wilhelm III., der nach jenen Unglückstagen alles Selbstvertrauen verloren hatte, in seinem Ratgeber, dem Freiherrn vom Stein, eine energische Stütze fand, um dem altmodischen preussischen Staatswesen aufzuhelfen und so das Vertrauen des Volkes nicht ganz versinken zu lassen. Und was beide für das bürgerliche Leben, das wurde General Scharnhorst für das Heerwesen, so daß nach einem halben Jahrzehnt wieder eine

Viertelmillion streitbarer Männer zur Verfügung standen.

In den Jahren 1810 und 1811 stand Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. Fast ganz Europa lag zu den Füßen des kühnen Eroberers. Das ganze linke Rheinufer, Italien und Spanien waren französisch geworden, das tausendjährige römische Reich deutscher Nation war am 6. August 1806 schon zu Grabe getragen, der Rheinbund der deutschen Fürsten von Napoleons Gnaden stand in üppiger Blüte; ja mitten in Deutschland, in Westfalen, residierte ein kleiner Napoleonide. Nur Englands



Siebstädt, Theodor Körner liest seinen Kampfgenossen ein neues Kampflied vor.

Flagge wehte noch triumphierend auf allen Meeren, und Rußlands Grenzen waren noch unberührt vom Tritt des kühnen Welteroberers. Da rüstete sich Napoleon auch gegen dieses Reich. Am 15. September 1812 hielt sein Heer aus Streichern aller Länder Europas den siegreichen Einzug in Moskau. Die Russen unter Kutusow wichen zurück und überließen Napoleon die an allen Ecken brennende Stadt, aus der er notgedrungen seinen Auszug halten und sich anschicken mußte, das ungastrische Land ganz zu verlassen. Es war ein jammervoller Rückzug, bei dem 300 000 Menschen umkamen: „Mit Noß und Mann und Wagen hat sie der Herr geschlagen.“ Der Wanderer hat in seinem letztjährigen Kalender ein anschauliches Bild davon gegeben. Moskau

wurde der Scheiterhaufen der Macht und Größe Napoleons.

In diesem grausamen Untergang sah das gebeugte Europa das Strafgericht Gottes. Jetzt war die Zeit gekommen, von der der Dichter Körner sang:

„Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,  
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!  
Verlasse deine Höfe, deine Hallen!  
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,  
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.“

Der König von Preußen, der noch 1812 mit Napoleon ein Bündnis geschlossen hatte gegen Rußland, wurde fast wider seinen Willen durch General Yorks Abfall und die Erhebung seines Volkes gezwungen, sich von Napoleon zu trennen. Er erließ am 17. März 1813 den „Aufruf an mein Volk.“ Und in beispielloser Begeisterung griff das Volk zu den Waffen und im heiligen Wett-eifer legte es sein Bestes an Gut und Geld auf den Altar des Vaterlandes.

Wohl standen Rußland und Preußen anfänglich allein auf dem Plan gegen Napoleon. Dieser hatte rasch ein Heer von 300 000 Mann zusammengebracht und stand im August 1813 gefahrdrohend bei Dresden. Durch den Beitritt Osterreichs zu den Verbündeten wuchs die Stärke des Bundesheeres auf fast eine halbe Million Streiter, die in drei Treffen aufgestellt waren: die böhmische Armee unter dem österreichischen Feldhern Schwarzenberg, die schlesische unter Blücher und die Nord-armee unter Bernadotte von Schweden. Napoleons Heer wurde geschlagen am 23. August 1813 bei Großbeeren, unweit Berlin, am 30. August bei Kulm und Nollendorf in Böhmen, am 26. August an der Katzbach. Da zog sich Napoleon nach Leipzig zurück, wo es zur viertägigen Schlacht kam, vom 16. bis 19. Oktober 1813. Mit zäher Erbitterung wurde auf beiden Seiten auf dem blutgetränkten Schlachtfeld von Leipzig gestritten. Napoleon erlag mit all seiner Kriegskunst und Kühnheit der Begeisterung und Übermacht seiner Feinde. Der Abend des 18. Oktober begrüßte die Verbündeten als Sieger, aber der Tod hatte eine grauenhafte Ernte gehalten. Napoleon floh eiligst und bahnte sich nach

zweitägiger, mörderischer Schlacht bei Hanau am 31. Oktober den Weg über den Rhein. Nie hat er von da ab den deutschen Boden wieder betreten. Die Verbündeten zogen nach harten Kämpfen, woran sich vor allen der alte Blücher, der „Marschall Vorwärts“, beteiligte, am 31. März 1814 in Paris ein.

Das war eine große, herrliche Zeit, die Zeit der Befreiungskriege! Leider hatten alle die schweren Opfer und blutigen Kämpfe unserm armen Vaterland von dazumal seinen sehnlichsten Wunsch nicht erfüllt: das Ergebnis war nicht die Einheit der deutschen Nation, sondern nur ihre Befreiung vom französischen Joch. Die Diplomaten auf dem Wiener Kongreß im Jahre 1815 verdarben wieder alles, was das Schwert der Freiheitskämpfer, Blüchers, Bülow's, Sneydenaus, Kleists, Scharnhorsts, Yorks gut gemacht. Und über ein halbes Jahrhundert noch mußten die Patrioten des deutschen Volkes warten und sich gedulden, bis Bismarck, der getreue Eckhart seines Volkes, den Traum der Einheit zur Verwirklichung bringen konnte.

Wie herrlich klingt das Wort Arndts aus jener Zeit vor hundert Jahren zu uns herüber, an dem auch wir uns noch erbauen und ermuntern können: „Auf denn, redlicher Deutscher! bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Mut; daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit: der Mensch ohne Freiheit und Vaterland ist der unseligste von allen!“

V. Sch.

### Sinnsprüche.

Fleiß und Geschicklichkeit sind die sichersten Kapitalien, sie verinteressieren sich am besten und lassen sich ohne Abzugsgeld aus einem Lande ins andere bringen.

Zuerst auf Deinen Beifall sieh,  
Dann auf den Beifall aller Welten;  
Das Lob der Menge täuscht nicht selten,  
Die Stimme des Gewissens nie.



Friedrich der Große.  
Zu seinem 200jährigen Geburtstag.

Lange schon bevor der Wanderer diesmal ins Schiffwirthshaus zu Seeberg kam, sah die bekannte Gesellschaft in anregender Unterhaltung beisammen. Das abgelaufene Jahr lieferte ja Gesprächsstoff genug. Die Männer unterhielten sich über Marokko und die Reichstagswahlen, die Frauen reskapitulierten

die Einzelheiten des großen Erdbebens in Seeberg und sprachen über die Teuerung aller Lebensverhältnisse, der Wohnung, Kleidung, Haushaltung, und der Lebensmittel.

Da kam ja der Wanderer ganz recht, und er wurde mit Freude begrüßt. Er hörte gerade noch, wie die Fräulein Freszenz loszog über die vielen ledigen Assessoren, Assistenten, Praktikanten, die in Konstanz herumtiefen und schon lange unter die Haube und an einen ordentlichen Eßtisch gehörten, und wie die Frau des Grenzaufsehers jammerte über das teure Fleisch, die Milch, Butter, Zündhölzer.

„Grüß Gott, lieber Wanderer!“ rief die Schiffwirthin dem Eintretenden zu, nahm ihm den schweren, mit Schnee beladenen Mantel und Hut ab und hing sie mit dem Ränzel und Stock an den großen Nagel hinterm Ofen. „Ihr kommt gerade recht. Ihr müßt uns heute was erzählen über die beste und billigste Volksnahrung, es tut wahrlich not, und Ihr sollt dafür aller Frauen Dank empfangen.“

„Und der Männer,“ sagte der Gemeinderat, „denn es ist immer noch wahr, daß die Liebe der Frau durch den Magen des Mannes geht.“

„Das ist eine sonderbare Wanderung!“ lachte seine Frau. „Wohl ist in unserer Zeit die Befriedigung des Magens ein teurer Artikel geworden, die Liebe aber nicht sonderlich im Preis gestiegen.“



„Macht dem Herrn Gemeinderat Rebhühnle, Schnepfen, Pastetchen und Mandeltorte,“ sagte der Grenzaufseher, „dann werden beide wieder ins Gleichgewicht kommen.“

„Was da!“ sagte ganz unwirsch der alte Polizeimaier, „wir brauchen Volkskost, Volksnahrung, zweckmäßig

und billig, bei der wir arbeiten können und alt werden.“

„Recht habt Ihr!“ sagte der Wanderer. „Also hört mir zu. Speis' und Trank halten Leib und Seel' zusammen; das ist ein alter Spruch. Aber erst die neuere Zeit hat uns durch die wissenschaftliche Behandlung der Nahrungsmittel lehre Aufschluß gegeben über Wert von Speis' und Trank. Dies Verdienst gebührt dem bekannten Münchner Chemiker Justus Liebig. Wir wissen heute, daß die Nahrungsmittel, welche für unsern Körper notwendig sind, aus Eiweiß, Fett, Kohlehydraten, Wasser und Nährsalzen bestehen. Das Eiweiß ist ein vielfach und vielfältig zusammengesetzter Körper, den wir hauptsächlich im Fleisch, Ei, in Milch, Käse und Hülsenfrüchten genießen. Es ist der wertvollste Bestandteil unserer Nahrung. Denn die Eiweißkörper bilden neue Zellen des Körpers und sind zu seinem Aufbau unbedingt nötig. Schalteten wir bei unserer Ernährung das Eiweiß gänzlich aus, so müßten wir sterben an Eiweißhunger. Aber auch übermäßige Zufuhr an Eiweiß wäre nachteilig und könnte uns durch ständige Abnahme des Körpergewichtes zum Gerippe machen. Das Kind braucht täglich 80 Gramm, ein 140 Pfund schwerer Arbeiter 100 Gramm davon. Das Fett der Nahrungsmittel genießen wir hauptsächlich im Butter, Schmalz



und Öl. Unter Kohlehydrat versteht man den Sammelnamen für Stärkemehl und Zuckerstoffe: Brot, Reis, die Mehlspeisen, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, den Zucker, alle Gemüse, Salat, Obst, also besonders die pflanzlichen oder vegetabilischen Nahrungsmittel. Das Kohlehydrat ist eine Verbindung von Kohle mit Wasser. Wenn ich in einem Gläschen ein Stückchen Zucker erhitze, so werden bald Dämpfe aufsteigen, die sich als Wasser erweisen, während unten in dem Gläschen eine dunkle Masse bleibt, die Kohle; also daß der Zucker in seine Bestandteile aufgelöst oder gespalten wird, in ein Kohle-Hydrat, das heißt mit Wasser verbundene Kohle. Bei dieser Gelegenheit will ich gleich noch erwähnen, daß ein weiterer Bestandteil

„Der Wein zehrt!“ riefen die Seeberger und stießen mit dem Auländer daraufhin an.

„Und endlich,“ fuhr der Wanderer fort, „sind es noch die Nährsalze, aus denen die Nahrungsmittel bestehen, mineralische Stoffe: Kalk, Kali, Kochsalz, Eisen, Phosphor.“

„Aber Wanderer,“ rief der Kirchesimme, „Ihr werdet doch in Euern alten Tagen die Menschheit nicht vergiften wollen? Mit Phosphor?“ Er schüttelte sein graues Haupt.

Da lachte die Fräulein Kreszenz: „Na, Kirchesimme, Ihr müßt einmal in ein Laboratorium zu den Chemikern gehen.“

„Seid still, Fräulein,“ sagte er, „ich kenn' die Gesellschaft, wo sie den Leuten bei Lebzeiten die Leiber aufschneiden.“

Der Wanderer aber fuhr unbeirrt weiter: „Phosphor, Schwefel, Kali und alle diese Stoffe genießen wir nicht rein, sondern in ganz unschädlichen Zusammensetzungen. Und wenn wir solche Stoffe mit Nährsalzen, wie vorhin den Zucker, auch wieder in einem Gläschen erhitzten, so bliebe davon nichts übrig als Asche. Ein 150 Pfund schwerer Mann verbrennt im Krematorium zu 6 Pfund Asche — der größte Philosoph und der dümmste Kerl haben zusammen in einem kleinen Kistchen Platz. Mit unserer Nahrung heizen wir alle Tage unsern Körper, so daß wir ihn sehr wohl mit einer Dampfmaschine vergleichen können. Diese heizen wir mit Holz und Kohlen, daß sie Arbeit



Zur Erdbeben-Katastrophe in Süddeutschland am 16. November 1911: Beschädigung des Ober-Postdirektionsgebäudes in Konstanz.

der Nahrungsmittel der Stickstoff ist, ein wesentlicher Teil der Luft. Das Eiweiß gehört zu den stickstoffhaltigen, die Fette und Kohlehydrate zu den stickstofffreien Körpern. Das Wasser ist in allen Nahrungsmitteln fast zu 70% enthalten, dazu kochen wir noch vieles im Wasser und trinken's noch extra. So darf es uns nicht wundern, wenn wir normaler Weise pro Tag 1 Liter Wasser durch die Haut verdunsten.“

„Kein Wunder,“ meinte der Schiffwirt, „haben die Bierbrauer im letzten Sommer ein so gutes Geschäft gemacht. Der Dorfdragoner sagte einmal: es sei ein Fehler im Schöpfungsplan, daß man heuer's Essen nit auch trinken kann.“

„Das fehlte noch!“ rief entrüstet die Frau Oberlehrer. „Dann gäb's noch mehr Wasserköpfe und Bierbäume.“

leistet. Auch unsre Nahrungsmittel verbrennen im Körper und erzeugen eine Körperwärme von 37 Grad, also daß auch wir damit körperliche und geistige Arbeit verrichten können. Bekommt die Dampfmaschine keine Kohlen mehr, so steht sie still; essen wir nichts mehr, so verhungern wir.“

Dazu bemerkte die Fräulein Apollonia:

„Ihr mögt es denken, wie ihr wollt, Das ganze Weltgeriebe

Regiert das Geld nicht und das Gold:

Nein, Hunger nur und Liebe.“

Und alle wurden nachdenklich und nickten zustimmend: Ja, ja, der Hunger und die Liebe! Und nach einer Pause sagte der Wanderer: „Um nun einen Vergleich zu erhalten von der Umsezung der Nahrung in Wärme, sagt man, daß 1 Gramm Eiweiß oder Kohlehydrat bei der Verdauung im Körper

4, und 1 Gramm Fett  $9\frac{1}{2}$  Wärme-Einheiten liefert. Unter 1 Wärmeeinheit versteht man die Wärmemenge, die erforderlich ist, um 1 Liter Wasser um 1 Grad der Temperatur zu erhöhen. Also daß ein Mann von 70 Kilogramm Gewicht, der täglich 117 Gramm Eiweiß, 56 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlehydrat zu seiner Ernährung braucht:  $117 \times 4 = 468$ ,  $56 \times 9\frac{1}{2} = 532$  und  $500 \times 4 = 2000$ , zusammen 3000 Wärmeeinheiten in seinem Körper erzeugt. Das ist eine Wärmemenge, die

30 Hektoliter Wasser um 1 Grad erhöhte. So ist es einleuchtend, wie bei angestrenzter Arbeit die Maschine unseres Körpers auch einen größeren Verbrauch an Wärme hat und der Hunger wächst.

„Beim Dreschen,“ meinte der dicke Peter; „beim Radfahren,“ der Dorfdragoner; „beim Rudern,“ der lange Joseph; „beim Tanzen,“ die Fräulein Therese; „beim Denken,“ der Gemeinderat.

„Und so weiter,“ sagte der Wanderer. „Hiernach hat man eine Liste aufgestellt, aus der man den Nutzwert unserer Nahrungsmittel entnehmen kann. Für 1 Mark erhält man:

	kg	Eiweiß	Fett	Kohlehydrat	Wärmeeinheiten
Kartoffeln	16	2%	0,1%	21%	18700
Erbfien	3,1	23	2	53	14700
Brot	3,6	6	1	50	13400
Milch	5	3	4	5	3200
Butter	$\frac{1}{3}$	1	84	—	2500
Rindfleisch	$\frac{1}{3}$	20	4	—	2100
Gelbe Rüben	5	1	—	9	2100
Spinat	2,5	4	—	4	760

Bis aber die Kartoffelschnitze, Brotbrocken, Leberwürstchen, Apfelschnitze und Salatblätter zu Blut geworden sind, ist es ein weiter und umständlicher Weg der Verdauung: wir leben nicht von dem, was wir essen, sondern von dem, was wir verdauen. — Schon im Munde beginnen die Vorbereitungen des Verdauungsprozesses. Unsere Zähne zerfleinern die Speisen, und je ausgiebiger, desto besser. Gut gekaut ist halb verdaut.

„Wanderer,“ meinte der Polizeimaier, „ich mach' langsam, meine paar Stockzahn' vermögen's nicht besser.“

Die Fräulein Therese lächelte dabei und spiegelte unwillkürlich ihre blanken Zähne.

„O, es gibt Heuchlerinnen — Heuchlerinnen, sage ich euch!“ rief der Dorfbarbier. „Manche schönen, glänzenden Zähne sind falsch. Das muß ich wissen, ich, der Zahnarzt von Seeberg.“

Schon wollte die Therese gegen den Dorfbarbier loswettern — sie läßt ihre Zähne nämlich von einem Konstanzer Zahnarzt behandeln — da wurde sie aber vom Oberlehrer unterbrochen: „Die Zahnärzte



Erdbeben-Katastrophe in Süddeutschland am 16. November 1911: Der zerstörte Turm des Schlosses Staufenberg bei Lautlingen.

beschäftigen sich in den letzten Jahrzehnten eingehend mit der Gesundheitshaltung der Zähne. Die größeren Städte haben besondere Schulzahnärzte bestellt, welche die Kinder auf die Gesundheit ihrer Zähne prüfen. Die Aufzeichnungen ergaben dabei, daß unter 1000 Schulkindern 721 schadhafte Zähne hatten. Und wie kommt's, daß unsre Vorfahren — wie berichtet wird — so gesunde Zähne hatten? Vielleicht ist's eine Folge vom kräftigeren Beißen und Rauhen ihres Schwarzbrottes. Unser jetziges, besonders das Weißbrot, beschäftigt die Zähne viel zu wenig; das Weiche bleibt zwischen den Zähnen stecken, erzeugt Milchsäure, die den Zahntalk auflöst und ihn aufnahmefähig macht für die zerstörenden Zahnpilze. Und dann helfen alle Zahnbürsten und Mundwasser nichts mehr.“

„Ach was,“ rief der Dorfbarbier, „Schwarzbrot! Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Laßt doch uns Zahn-Doktoren auch was verdienen! Alle kranken Zähne werden heute tabellos kuriert: gepuzt,

plombiert und eingesezt, ausgebohrt und ausgerissen; alles ganz schmerzlos."

"Seid still!" sagte die Schiffwirtin, "und dazu kostet die Schinderei noch 2 Mark."

"Und nun weiter," sagte der Wanderer. "Vom Mund gelangt die gekaute und vom Speichel gut eingehüllte Speise durch die Speiseröhre in den Magen, wo sie 2 bis 7 Stunden bleibt. Es erfolgt alsbald ein energischer mechanischer und chemischer Angriff, um die Speisebrocken in den Speisebrei oder Chymus zu verwandeln; mechanisch durch Pressung der Magenmuskeln, chemisch durch die aus Salzsäure, Pepsin und Labferment bestehenden Magen-

und Gallensäfte. Die Fermente oder Gärungs-erregere der Bauchspeicheldrüse sind von großer Wichtigkeit bei der Verdauung. Sie spalten die Peptone und Eiweißkörper noch weiter in die aller-einfachsten Elemente zum Aufbau unseres Körpers. Unveränderte, unverdaute Eiweißkörper werden von den Saugdrüsen der Darmwand gar nicht aufgenommen und weitergeführt. Die Galle, welche sich durch Ausscheidung aus der Leber in einer Blase ansammelt, hilft die schwer löslichen Fette zerspalten, verseifen und in eine milchartige Flüssigkeit verwandeln. Fehlt die Galle, so geht ein großer Teil der Nährstoffe unverdaut für den Stoffwechsel



Von der Bodensee-Woche in Staußanz 1911: Motorboot-Wettrennen.

säfte. Das ist eine saure Gesellschaft. Pepsin und Labferment sind gärungserregende Pilze, ähnlich der Hefe, welche aus den Drüsen der Magenschleimhaut abgesondert werden und das Eiweiß der Nahrung zerlegen oder spalten — wie der Chemiker sagt — in lösliche Stoffe, in sogenannte Peptone. Die Salzsäure ihrerseits nimmt die Stärkekörner des Brotes und der Kartoffeln in Angriff und verwandelt sie in Zucker. Also zugerichtet wartet der Mageninhalt geduldig auf den Pfortner am andern Ende des Magens, um in die vielfach gewundenen Schläuche der Gedärme entlassen zu werden. Gleich beim Austritt aus dem Magen in den Zwölffingerdarm empfangen zwei weitere saure und bittere Kollegen den Speisebrei: die Bauchspeicheldrü-

se verloren. Bilden sich aus der Gallenflüssigkeit feste Gallensteinchen, so erzeugen sie bei Abgang durch den Gallenkanal fürchterliche Schmerzen. Und tritt ein Teil der Galle direkt ins Blut über, so gibt sie der Haut und den Geweben eine gelbe Farbe, die Gelbsucht."

"Ach, die armen Chinesen!" seufzte die Mutter der Theresje.

"Mit denen braucht Ihr kein Mitleid zu haben," meinte der Schiffwirt, "das ist die gelbe Gefahr vom Osten, und die Engländer vom Westen."

"Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!" rief der Felchenfischer Joseph und erhob sein Glas. "Wenn's losgeht, machen wir unsre Felchenflotte mobil zu Transportfähnen. Stoßt an auf die deutsche

Marine! Baut Schiffe! Baut Schiffe, daß den Engländern die Galle noch mehr überläuft!"

Und da die Gläser verklungen waren, sagte der Wanderer: "Die Blutgefäße saugen aus dem Darne die feinzerteilten Milchäfte, den Chylus, auf und leiten ihn in den Blutstrom. Es hat sich ergeben, daß bei normaler Verdauung die Fettstoffe und Kohlehydrate am besten für den Körper ausgenutzt werden, die Eiweißstoffe des Fleisches zu 95%, die der Milch zu 90%, des Meises zu 85% und die des schwarzen Kornbrottes nur zu 60%. Bei dieser Ausnützung der Nahrung spielt die Länge des Darmes eine wichtige Rolle. Das Kind als pflanzenfressendes Tier hat einen 25 mal so langen Darm als seine Körperlänge beträgt, der fleischfressende Hund einen nur 4 mal so langen. Der Darm des Menschen ist etwa 5 mal so lang als seine Körpergröße; ja sein Blinddarm ist sogar zu einem nur 8 Zentimeter langen Blindsack zusammengeschrumpft. Das beweist, daß wir nicht vorwiegend für die Verdauung pflanzlicher Kost bestimmt sind."

"Wenn er nur einmal ganz zusammenschrumpfte, der Blinddarm," meinte der Gemeinderat, "dann brauchte man ihn später nicht wegschneiden. Vielleicht vergiftet er's, im Laufe der Jahrhunderte durch Übung und Vererbung auszuwachsen: dann hätten wir ihn ganz los."

"Also ist der Mensch nicht zum Vegetarier geschaffen," fuhr der Wanderer fort. "Aber auch nicht ausschließlich zum Fleisshesser. Wir normalen Menschen leben am besten, gesündesten und billigsten mit gemischter Kost,  $\frac{1}{4}$  aus dem Tierreich,  $\frac{3}{4}$  aus dem Pflanzenreich, gut gekocht und zubereitet. Wozu haben wir denn unsre Frauen und Kochjungfrauen?"

"Bravo!" riefen die Männer. "Kochen sollen sie! Das ist gescheiter als studieren."

Aber damit kamen sie bei der Fräulein Kreszenz



Zum Wiederaufbau von Donaueschingen: Die Karlstraße.

bös an. Sie erhob sich und sagte allen Ernstes: "O diese Männer! Zum Kochen, ja, zum Kinderhüten, zum Servieren, Flicken, Putzen, Sorgen, da

sind die Frauen recht, zur Knechtsarbeit — o, wir haben's Jahrhunderte ertragen, die deutsche Frau erträgt's nimmer länger! Sie will ebenso wie der Mann eine Persönlichkeit werden, Beruf und Stimmrecht bekommen! Mit Stolz sehen wir auf die 2000 studierenden Jungfrauen, auf die 9 1/2 Millionen werktätiger deutscher Frauen, auf die politische Betätigung und Wirksamkeit im Staat und in der Gemeinde. Wie dem Manne gebt uns Brot! Macht uns ihm gleich im Beruf, Stimmrecht und in der Persönlichkeit!

Mit hochgeröteten Wangen setzte sie sich. Ihr erwiderte der alte Oberlehrer: „Das gehört zwar nicht zum Thema, aber gestattet mir kurz einige Bemerkungen hierzu. Das Schlagwort von der

der Streitenden zu überbrücken? Und steht die Frau erst im Beruf, ist organisiert, politisch interessiert, läßt den Mann im Einküchenhaus ernähren, die Kinder vom Staat erziehen: dürfte sie da die Ehe wohl noch interessieren, das Familienleben beglücken? Am Tage steht sie im Beruf, abends in der politischen Organisation, Kinder zu haben wird eine Last, ja ganz überflüssig und nachteilig. Wird sich auch der Mann noch für die Ehe interessieren? Ist er nicht auch ohne die Frau gut versorgt durch die Genossenschaft? Dann ist ja alles individualisiert, differenziert, zur Persönlichkeit geworden — ist dies das Zukunftsbild der Frauenpersönlichkeit? vom Frauenglück?“

Aufmerksam hatten alle zugehört. Nur der Dorfbarbier machte die Bemerkung: „Nicht übel! Je früher diese Zustände der Trennung kommen, desto zufriedener würde die Menschheit: Familienhändel, Ehescheidungen gibt's nicht mehr; das Paradies wär' wieder auf Erden.“

Fräulein Apollonia aber rezitierte mit Resignation:

„Kochet, kochet, Küchentöpfe,  
Was dem Mann den Hunger stillt.  
Geht die Liebe durch den Magen  
Dieser Männer: welch Behagen  
Für uns weibliche Geschöpfe!  
Ach, welch freudig Zukunftsbild!“

„Also, Fräulein Apollonia, kochen wir vorläufig weiter!“ sagte der Wanderer und fuhr im Thema fort:

„Wenn wir nun zu den einzelnen Arten der Nahrungsmittel übergehen, so wollen wir als Volksnahrungsmittel die verstehen, welche in ihrer Form und ihrem Preis auch für die weniger Bemittelten zur ausreichenden Ernährung empfohlen werden können, als Eiweißnahrung: Fleisch, Käse, Milch, Eier, Hülsenfrüchte; als Fett-nahrung: Butter; als Kohlehydrate: Brot, Wehlspeisen, Kartoffeln, Gemüse, Obst. — Die vorzüglichste Eiweißnahrung ist das Fleisch; es hat 20% davon, Schweine- und Hammelfleisch noch 40% Fett. Es ist rasch und leicht verdaulich und bietet bedeutende Abwechslung in der Kochkunst. Aber jene Zeiten sind dahin, wo unsre Mutter für 12 Kreuzer ein Pfund Ochsenfleisch einkaufte. Es ist leider sehr selten geworden am Tisch des armen Mannes — von Wildhasen, Reh, gemästeten Gänsen, Fasanen und Rebhühnchen gar nicht zu reden.“



Oberheinischer Zuverlässigkeitsflug, Konstanz.

Persönlichkeit ist in unsrer persönlich so armen Zeit zu einer Phrase geworden. Und was studieren die 2000 Fräulein? Ist's bloße Liebhaberei, Großtusch, so geht's noch; ist's aber Brotsstudium, so frage ich: wie viele Tausende der studierten Männer sind ohne Brot? Wollen die 2000 Fräulein das studierte Proletariat vermehren? Und des weiteren: sollte man nicht eher mit Besorgnis, als mit Freude auf die 9 1/2 Millionen werktätiger Frauen blicken? Wie lange geht's, und der Beruf hat sie alle erdrückt, körperlich und seelisch zugrunde gerichtet? Und endlich: will die zarte Frau wirklich in die Arena des lauten Lärms der Parteipolitik herabsteigen? Und was folgte daraus für Staat und Gemeinde? Würde durch die Stimmen der Frauen nicht gerade das Anwachsen der politischen Mehrheiten aufs doppelte herauskommen? Würden sich die Gegensätze nicht noch mehr verschärfen, anstatt die Klust

„Ich hab' alle Sonntage einen feinen Braten,“ meinte der Grenzaufseher. „Meine Duben haben einen Stall voll Kaninchen; was nicht verkauft wird, wird selbst gegessen: Hasenziemer, Hasenschlegel, Hasenwürste — meine Alte versteht die Zubereitung großartig; und das Pfund kommt auf 27 Pfennig. Ist das nicht Volks-Fleisch?“

„Und wir essen im Winter unsre gemästeten Gänse,“ sagte schmunzelnd die Frau des dicken Peter, „und im Sommer die Hähnchen.“

„Und wir schlachten ein Drei-Zentner-Schwein,“ sagte der Polizeimaier.

„Na ja,“ meinte der Wanderer, „da haben wir's ja: Hasen, Gänse, Hühner, Schweine — da ist keine Fleischnot! So gut hatten's nicht einmal die Bauern zu Heinrich's IV. Zeiten in Frankreich. Allerdings könnte die Geflügelzucht noch weit rationeller betrieben werden, gehen doch alljährlich 200 Millionen Mark für Eier und Geflügel ins Ausland. Hühner und Hasen geben Fleisch mit 22% Eiweißgehalt. Eine Blutwurst ist für Blutarme, Schwächliche besser und zehnmal billiger als das Bluterzeugungsmittel Hämato-gen aus der Apotheke, das präpariertes Zucker-Glyzerin-Blut-Wasser ist. Und nun möchte ich noch eines Tieres gedenken, dessen Fleisch mit Unrecht als unrein und schlecht verschrien ist: das des Pferdes.“

„Hu! Hu! Pferdefleisch!“ riefen die Frauen am Kaffeetisch.

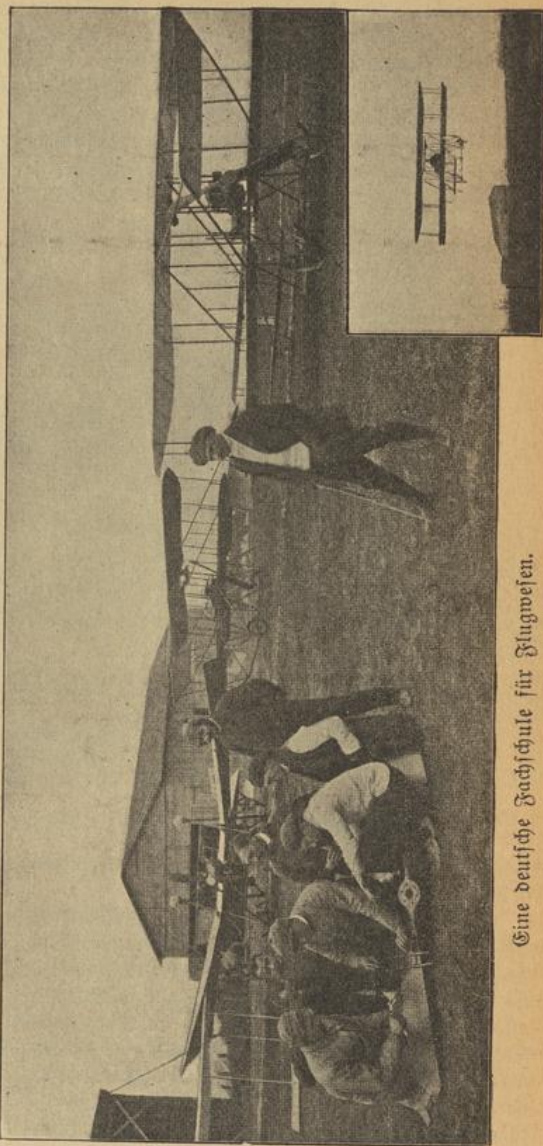
„Wieso entsetzt ihr euch?“ fragte der Wanderer.

„Das Gruseln vor dem Genuß des Pferdefleisches ist ein Vorurteil. Die alten Germanen opferten die Pferde ihren Göttern und aßen das Pferdefleisch als eine Delikatesse. Als das Christentum bei ihnen mit Macht und Gewalt eingeführt wurde, war ihnen bei schwerer Strafe verboten, die Pferde als Opfertiere und Schlachttiere überhaupt zu gebrauchen. So wurde dem Pferd ein Makel der Unreinheit angeheftet, damit im Volk die Erinnerung an die alten Götter getilgt werde, was auch gründlich geschah. Es läge aber im Volksinteresse, dem Pferdefleisch wieder Eingang zu verschaffen als einer gesunden, billigen Fleischnahrung; hat es doch 22% Eiweißgehalt.“

„Wanderer, der Kampf gegen Aberglauben und Vorurteile ist schwer durchzuführen,“ meinte die Schiffwirtin.

Da lachte der Kirchesimme und sagte: „Gar nicht, Schiffwirtin! Vor zwei Jahren kamen die großen Hüte und engen Röcke der Frauen in die Mode. Ich

betrachtete solche Gestelle vor einem Konfektionsgeschäft in Konstanz und mit mir noch einige feine Damen. Die riefen voll Entrüstung: „Ach, diese Wagenräder! Wer wird die aufsetzen? Und diese



Eine deutsche Fachschule für Flugwesen.

Mehlsäcke von Damenröcken! Pfui!“ Und 3 Wochen nachher sah ich dieselben Damen mit den Wagenrädern auf dem Kopfe und den Mehlsäcken um die Beine: die Vorurteile der Mode werden in 3 Wochen beseitigt.“

„Um über Mode urteilen zu können, muß man ein ästhetisches Gefühl besitzen,“ erwiderte die Fräulein Kreszenz, „und um Pferdefleisch essen zu können, muß es die gesellschaftliche Stellung erlauben.“

„Jawohl!“ rief der Dorfbarbier. „Volksvorstellung — Volkstüche — Volksschule — Volksnahrung — was mit Volk zusammenhängt, ist in den Augen der feinen aristokratischen, ästhetischen Welt der Fräulein Kreszenz minderwertig. Und doch ist das Volk der Grundpfeiler des Staatsgebäudes. Allerdings sind es die Enterbten, Armen, Verachteten. Aber Geduld! Es wird kommen die

fleisch, die Stockfische, die geräucherten Seringe, das luftgebährte Graubünder-Fleisch.“

„Und der geräucherte Schweineschinken,“ ergänzte der Gemeinderat. Er hatte ihn schon in der Nase, den Geruch nämlich von dem, der allemal zum Schluß der Sitzung aufmarschiert.

„Auch noch ein Wort über die Fleischbrühe,“ sagte die Fräulein Therese, sie hatte ja ihr Kochlehrerinnen-Examen mit der Note 1 bestanden; „legt man das Fleisch in heißes Wasser, so gerinnt das Eiweiß im Fleisch sofort und verstopft die Poren desselben. Die besten Säfte bleiben drin, und es

gibt nur eine wässerige Fleischbrühe. Im kalten Wasser dagegen, das man langsam erhitzt, werden aus dem Fleisch alle Extraktstoffe herausgezogen. Der sich bildende, weiße Schaum aus Eiweißstoffen wird abgeschöpft, und die helle Fleischbrühe oder Bouillon gibt eine gute Suppe. Einen Nährwert hat die Fleischbrühe ganz und gar nicht, sie ist bloß ein vorzüglicher Anreger für den Magensaft und die Verdauung, also nur ein Genuß- und Appetit-Neiz-



Die jährliche Kohlenproduktion der Kulturvölker, in Millionen Tonnen ausgedrückt.

Zeit, wo das Volk sich auf seine Mission besinnt, dann — dann —“

„Ja, später dann,“ unterbrach ihn der Wanderer, „jetzt laßt uns weiter machen! Auch die Fische sind eine vorzügliche Fleischkost und Eiweißnährer, Barsch, Hecht, Karpfen, Forellen, Felchen bis 18%; nur sind unsre Seeberger Fischer zu teuer damit. Viel billiger sind die Seefische, Kabeljau, Schellfisch, Lachs, Sering, welche ebensoviel Eiweiß enthalten, der Stockfisch sogar 80%. Durch zweckmäßigen Transport sind sie frisch und billig auf jedem Markt zu kaufen, dreimal billiger als das Fleisch. Durch die verschiedenen Konservierungsmethoden sind wir auch in den Stand gesetzt, Fleisch und Fische lange Zeit haltbar zu machen; so das Karne pura, das gepulverte Fleischmehl, das amerikanische Büchsen-

mittel. Die Nudeln, Knödel, Gerste und Brotschnitten drin sind das allein Nahrhafte dabei. Das ausgefottene Rindfleisch aber ist immer noch sehr nahrhaft. Besser ist's, man bratet das Fleisch und macht die Fleischsuppe durch Beigabe von Fleischextrakt oder Maggi.“

„Gut so,“ sagte der Wanderer, „dann hat auch die Singener Maggi-Fabrik was davon! — Und nun kommen wir zu einem andern wertvollen Nahrungsmittel, der Milch. Von der ersten Stunde seines Lebens trinkt sie der Säugling von seiner Mutter, die sich in selbstloser Liebe opfert für ihr Kind. Die Milch heibt durchs ganze Leben unser treuer Nahrungsspenden. Trotzdem könnte man von ihr allein sich nicht ernähren, ein Erwachsener müßte täglich 3 Liter genießen. Da sie ganz eisenarm ist,

muß dem Kinde neben der Milch noch ein Ersatz in Mehlbrei, Hafergrütze und dergleichen geboten werden. Dagegen hat sie 1 1/2 % phosphorsauren Kalk, was für die Bildung der Knochen, Zähne, der Nervensubstanz und des Gehirnes wichtig ist. 1 Liter Kuhmilch enthält 45 Gramm Eiweiß, 30 Gramm Fett und 57 Gramm Milchzucker. Noch nahrhafter ist die Ziegenmilch. Sie hat den weiteren Vorzug, keine Tuberkelbazillen zu besitzen, kann also ungekocht genossen werden. In Frankreich verwenden die Kinderärzte die Ziegenmilch mit Vorteil als Säuglingsmilch.

„Aber,“ meinte der Kircheshumme, „sie riecht halt nach der Geiß.“ Und beifällig nickten alle die Männer und Frauen.

„Ihr seid nicht auf der Höhe der Ziegenzucht!“ rief da der Schiffwirt.

„Meine Ziegen geben nur gute, rein-schmeckende Milch, weil sie einen geräumigen Stall und gutes Futter haben. Darin liegt das Ge-

heimnis. Die Geiß läßt sich überall hineinsperchen. Aber haltet sie gut und füttert sie recht, so wird die Milch den Beigeschmack verlieren und die Ziege mit Recht die Kuh des armen Mannes werden. Gründet Ziegenvereine und laßt euch von Sachverständigen darüber belehren!“

„Recht hat er!“ sagte der Gemeinderat. „In der nächsten Ratsversammlung muß es vorgebracht werden, und der Oberamtmann von Konstanz muß uns darüber belehren.“

Da lachten die Seeberger: „Der trinkt keine Geißmilch und hat auch keinen Ziegenstall daheim.“

„Wie dumm!“ rief die Fräulein Kressenz. „Als ob ein studierter Mann nicht alles wüßte und umsonst auf der Universität gewesen wäre!“

Der Wanderer aber fuhr fort: „Wie wichtig die Milch als Volksnahrung ist, geht daraus hervor, daß der Wert der Milchproduktion in Deutschland sich auf 2000 Millionen Mark beläuft, der des Brotes bloß auf 1700, des Schweinefleisches auf 1200, der Kartoffeln und des Obstes auf 400 Millionen, also daß ein Milchausschlag von nur wenigen Pfennigen die gesamte Volksernährung empfindlich am Geldbeutel trifft. Sehr gesund und gut bekömmlich ist auch die Sauer Milch!“

„Der Milchsäure-Bazill, ein Gärungspilz wie die Hefe, bildet aus dem Milchzucker die Milchsäure, und es entsteht milchsaurer Kalk. Das Kasein der



Die Entgleisung des Eilzugs Basel—Freiburg bei Müllheim in Baden.

Milch wird dadurch ausgeschieden und gerinnt, und das ist die Sauer Milch,“ bozierte die Fräulein Therese.

Und der Wanderer fuhr weiter: „Als Kefir oder kaukasische Sauer Milch, Kumys oder Kirgisensauer Milch und Jogurt oder bulgarische Sauer Milch hat sie auch bei uns Eingang gefunden. Besonders ist die Jogurt-Sauer Milch zu Gnaden gekommen. Ja, ein berühmter Pariser Arzt glaubt in ihr ein Mittel zur Verlängerung des Lebens gefunden zu haben: unter den 4 Millionen der bulgarischen Bevölkerung gibt's 3800 über 100 Jahre alte Leute, in Deutschland bei 65 Millionen nur 78 Hundertjährige — also daß der Jogurt daran schuld sein muß. Sauer Milch und Schwarzbrot säubern nämlich durch die Bildung der Milchsäure den Dickdarm des Menschen



von einer Legion der Fäulnisbakterien, die dort allen möglichen Unflug treiben, und werden so ein Vorbeugungsmittel gegen Darmentzündungen und Unterleibsleiden."

Da schaute der alte Polizei-Maier den gleichaltrigen Kirchefimme an und meinte: „Habt Ihr auch von der Jogurtmilch getrunken?“

Der Kirchefimme schüttelte den Kopf: „Ich hab' ein ander Mittelchen, Polizei-Maier: der Wein ist die Milch der Alten!“

„Und dabei sind auch die Jungen gut gehalten,“ ergänzte der Unterlehrer. „Stoßt daraufhin an!“ Sie besorgten es gründlich.

Der Wanderer sagte weiter: „Und noch eins zur Ehre der Milch: sie ist der Feind des Schnapses!“

— Zwei bekannte Milchprodukte sind der Käse und die Butter. Die Käsebereitung hat in Deutschland noch keinen rechten Boden gefunden. Wir führen 400 tausend Zentner Käse im Wert von 30 Millionen Mark aus der Schweiz, Holland, England bei uns ein, obwohl wir alle diese Länder um das Dreifache übertreffen an der Zahl milchspendender Kühe. Der Käse ist ein vorzügliches Nahrungsmittel. Rahm- und Fettkäse, Emmentaler, Holländer und Chesterkäse enthalten 29% Eiweiß und 34% Fett. Die Magerkäse, Backsteinkäse, Kräuterkäse haben noch weit mehr Eiweiß. Es ist eine Fabel, daß der Käse schwerverdaulich sei; ebensowenig wie die Fische. Er fehlt auf keinem englischen und amerikanischen Frühstückstisch; bei uns ist er, trotz seiner Billigkeit, noch lange nicht gewürdigt genug. Ebenso ist die Butter ein erstklassiges, fettbildendes Nahrungsmittel.“

„Wäre schon recht,“ bemerkte die Frau Oberlehrer, „aber das Pfündlein kostet 1 Mark 50 Pf. Da müssen wir Umschau halten nach Ersatz: Palmbutter, Palmöl, Palmin, Kokosbutter, Nussa, Kunstbutter, Margarine —“

„Genug!“ rief die Schiffwirtin. „Es ist eine Ehren-Fettgesellschaft, die wenig vertraulich aussieht und riecht. Butterschmalz zu den gebratenen

Knöpfele, Schweineschmalz zu den Rüchele, Speck zum Sauerkraut ist schon besser.“

„Ihr habt gut reden,“ sagte der Gemeinderat, „Ihr schlachtet alle 4 Wochen ein 2 Zentner-Schwein. Aber die armen Leute, wovon sollen die fett werden?“

„Die Margarine ist ein französisches Kind,“ erzählte der Oberlehrer. Napoleon hatte kurz vor dem 70er Krieg einen Chemiker damit beauftragt, an Stelle der teuren Butter ein ihr ähnliches, aber haltbareres und billigeres Produkt herzustellen. Da fabrizierte er aus Rindsfett und flüssigen Ölen die Margarine, die aber seitdem bedeutend verbessert wurde. Reichsgesetzlich ist sie genau definiert nach ihren Bestandteilen und in ihrer Verpackung kenntlich gemacht als solche; also daß sie kein schlechtes

oder ungesundes Produkt wäre, sondern ein gutes Ersatz-Speisefett. Und da wir ja jetzt noch ein weiteres Stück Kamerun zugeschlagen erhielten, gibt's noch mehr und billigere Kokosbutter und Palmöl.“

Und der Wanderer erzählte weiter: „Zu den Eiweiß- und Fettträgern gehören auch unsere Hühner-Eier. Ihr Nährwert wird aber meist überschätzt; erst 10 Stück ersetzen 1 Pfund Ochsenfleisch. Der Eidotter ist das wertvollere, er enthält 30%

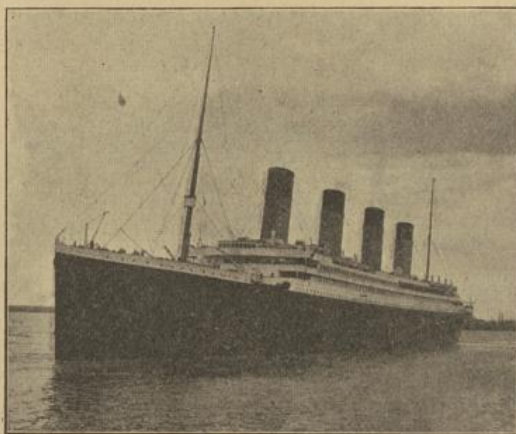
Fett. Leider sind auch die Eier ein teurer Artikel geworden.“

„Was ist nicht teuer, Wanderer?“ seufzte die Frau Grenzaufseher. „Wie soll das weiter gehn für die armen Leute?“

Die Fräulein Apollonia nickte Beifall und sagte: „O glücklich, wer in dieser Zeit kann eine Kuh sich melken,

Im Butter-, Käse- und Milchgenuß tagein und -aus kann schwelgen, Sich Gänse mästet, Hühner hält, die Eier auszu-trinken,

Und Schweine schlachtet, wohlgemut verzehret Speck und Schinken, Wer sich mit edelm Blumenkohl die Gartenerde zieret, Und sich zu seinem Hausgebrauch Zündhölzer fabrizieret.“

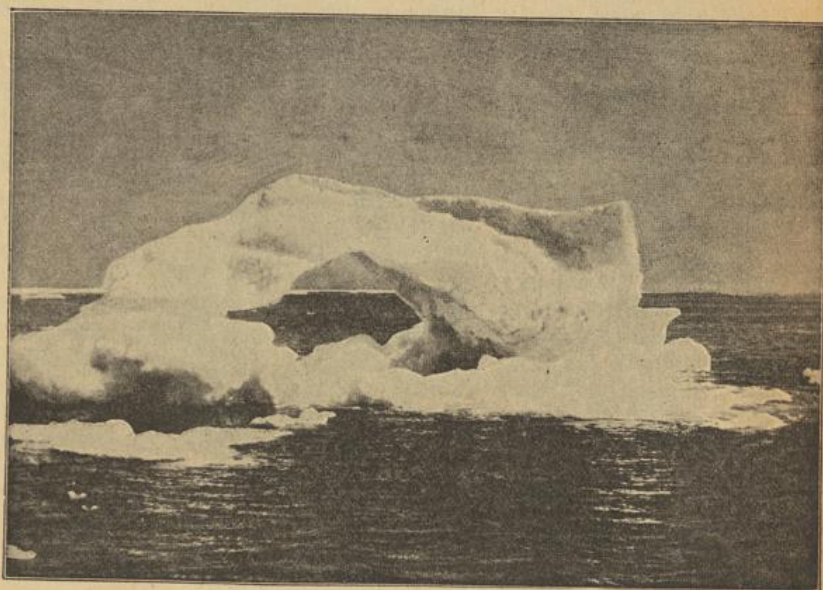


Der unweit New-York mit 1600 Menschen untergegangene Riesendampfer „Titanic“ der White-Star-Linie.

Zornerfüllt wollte sich der Dorfbarbier erheben, er hatte schon einige Reime zusammengbracht: Reichsteuern, alles verteuern — Volksvertreter, Volksverräter — aber der Wanderer wollte von seiner Poesie nichts hören und fuhr weiter im Thema: „Alle bis jetzt erwähnten Nahrungsmittel sind Eiweißträger. Nur ist die Zufuhr größerer Mengen derselben ein unnötiger Luxus, da sie meist teuer sind und ein erwachsener Mensch doch kaum 10% für seinen Körper gewinnt. Zur Bildung von Muskelmasse sind die Kohlehydrate, also vegetabilische oder pflanzliche Nahrungsmittel, weit ergiebiger. Wir erwähnen hier zuerst die Körnerfrüchte: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais und Reis. Sie enthalten 70% Stärke, 3 bis 7% Kleber oder Gummistoffe, 3% Zucker, 10% Eiweiß und sehr wenig Fett. Die Körner werden von ihrer Schale befreit, um den unverdaulichen Holz- oder Zellulosestoff zu entfernen. Die Stärkekörner des Mehles zerlegen sich durch Mundspeichel und Magensäfte zunächst in Zucker. Um aber diese chemische Umsetzung einem Säuglingsmagen zu ersparen, präpariert man ihm extra schon

vorverdaute Stärkekörner in den sogenannten Kinder-  
mehlen, zum Beispiel dem Nestle'schen oder Thein-  
hardschen. Sie sind aber nicht nur für Kinder,  
sondern auch für Erwachsene eine nahrhafte Kost,  
besonders für Arbeiter wertvoll, um rasch eine gute,  
billige Suppe herzustellen. — Das wertvollste Pro-  
dukt des Mehles aber ist das Brot als erstklassiges  
Nahrungsmittel. In Deutschland kommen auf den  
Kopf der Bevölkerung pro Jahr 209 Kilogramm  
Brotverbrauch. Wird doch in armen Volksklassen  
der Hunger zu dreiviertel mit Brot gestillt. Keine  
Speise der Welt könnten wir alle Tage unseres Lebens  
mit gleichem Appetit genießen, wie das Brot! So gib  
uns unser täglich Brot und laß uns im Schweiß

unseres Angesichtes das Brot essen! Der nahrhafte  
Bestandteil desselben sind die Stärkemehlkörner.  
Das Eiweiß, welches direkt unter der Schale in ge-  
ringer Menge liegt, geht beim Mahlverfahren — be-  
sonders beim Weißbrot — fast gänzlich verloren; das  
Schwarzbrot hat noch 7%. Der schon genannte  
Chemiker Liebig hat schon vor 4 Jahrzehnten be-  
rechnet, daß durch das Mahlverfahren und den  
Gärungsprozeß im Deutschen Reich 2000 Zentner  
Brot täglich verloren gehen, womit man 400,000  
Menschen ernähren könnte. Aber alle Brot-Reformen  
haben keine Änderung bringen können: so das bloße  
Aufweichen und Zerquetschen der Körner ohne



Schwimmender Eisberg mit großem Tor.

weitere Gärung oder der Zusatz von Magermilch,  
wodurch es 50 mal nahrhafter würde als Fleisch,  
das sogenannte Schweizerbrot — es muß eben vor  
allem schmachhaft sein. Und das verdammt es gerade  
der Gärung, wodurch die Stärke in Zucker und  
dieser in Kohlensäure und Alkohol gespalten wird.  
Glaubt aber nicht, daß man sich damit einen Brot-  
Krausch anessen könnte! Beide Gase verhelfen bloß  
dem Teig zum Aufgehen und verflüchtigen sich gänzlich  
im Backofen. Die braune Brotkruste ist die Ver-  
kleisterung durch Gummi und Milchsäure-Produkte,  
welche beide dem Schwarzbrot den herrlichen Geschmack  
verleihen. Das Schwarzbrot ist wohl etwas nahr-  
hafter als das Weißbrot, aber schwerer verdaulich.

Neuere Untersuchungen haben übrigens ergeben, daß der Arbeiter beim Weißbrot leistungsfähiger und beweglicher bleibt als beim Schwarzbrot, obwohl wir auch wissen, daß die Roggenbrot essenden Westfalen, Pommern und Slaven kernige Gestalten sind.“

„Ach was!“ rief die Fräulein Therese, „der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern auch von Gugelhupf, Sträußlestuchen und Dampf-nudeln —“

„Leberwürstchen und noch vielen andern Dingen; auch den Kuländer nicht vergessen!“ rief der Schiff-wirt und hielt sein Glas in die Höhe.

Nach einer Pause fuhr der Wanderer fort: „Die Gerste ist nicht allein für die Bierbrauer und der Hafer als Pferdefutter gewachsen, sondern auch für den Menschen: Gerste- und Hafersfloeken sind vorzügliche knochenbildende, phosphorfaure Salze. Besonders ist es die Hafergrütze, welche von den alten Germanen, den deutschen Völkern durchs ganze Mittelalter hindurch und den Eidgenossen, die mit dem Habersack, Brot, Käse, Butter und dem Salz-büchlein ausgestattet ins Feld zogen, als ein wertvolles Nahrungs-mittel gepriesen wurde und sich noch bis heute im Spruch erhalten hat: Habermack macht Ruben stark. Der Reis ist als Volksnahrungsmittel für ganze Nationen unentbehrlich. Er ist

zwar arm an Eiweiß und Fett, aber sehr reich an Stärke und Zucker. Nun sind unsre vegetabilischen Nahrungs-mittel meist reich an Kali, so daß wir das dazu fehlende Natron im Kochsalz aufnehmen müssen. Je kalihaltiger, um so mehr Kochsalz! Die armen Leute, welche hauptsächlich auf kalireiche Nahrungs-mittel angewiesen sind, verbrauchen also am allermeisten Salz, so daß eine Salzsteuer vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus eine ungerechte Steuer wäre. Der Reis nun ist das kalisärmste Nahrungs-mittel, Milch ist 5mal, Erbsen sind 12mal, Rindfleisch 19mal und die Kartoffeln sind 28mal kalireicher als Reis. Wir salzen im allgemeinen vielleicht um das 10fache zu viel, weil wir eben nicht nur Nahrungs-, sondern auch Genuss-mittel haben wollen. Das übermäßige Salz wird durch die Nieren ausgeschieden. So müssen beim

Reis nur 2 Gramm davon, beim Brot 8, bei den Kartoffeln 100 Gramm in der gleichen Zeit ab-geschieden werden, wodurch den Nieren eine große Arbeit zugemutet wird. Aus diesen Gründen der Nährhaftigkeit, Gesundheit und Billigkeit sollte der Reis auch bei uns viel mehr Eingang finden. Nach dem Brot sind die Kartoffeln das zweitwichtigste Volksnahrungsmittel. Sie haben sich in der kurzen Zeit von kaum 200 Jahren als bester Volksfreund einzubürgern gewußt. Die Kartoffelernte beträgt in Deutschland pro Jahr 50 000 Millionen Kilo-gramm; es ist die weitaus größte Produktions-ziffer aller Länder der Erde. Auf einem Hektar Ackerland kann man ohne große Mühe und Arbeit 250 Zentner Kartoffeln bauen. Die Kartoffel hat 21% Stärke, 2% Eiweiß und 75% Wasser, Fettstoffe gar keine. Darum genießt man Milch, Käse oder Seringe dazu.“



Professor Felix Dahn +  
Historiker und Schriftsteller.

„Dann gibt's die Kartoffel-büch“,“ sagte der dicke Peter, „von denen der Madler singt: die Büch“, die Büch“, die dicke Büch“, die Büch“ sin unser Schade! 's wär gscheidter werz-lich, sag ich euch, mir Väcker hätte gar keen Büch“, keen Wade und keen Wade.“

„Geistreiche Menschen sind dürr,“ sagte der Dorfbarbier und richtete seine ganze hagere Ge-stalt auf. Und der Gemeinderat und Schneidermeister von See-berg tat das gleiche, so daß alle ihnen Beifall klatschten.

Und der Wanderer fuhr fort: „Weit größer als der Nährgehalt der Kartoffel ist der unserer Hülsen-früchte, der Erbsen, Bohnen und Linsen, die in dieser Zeit der Fleischteuerung mehr und mehr zu Ehren kommen sollten. Erhalten wir doch das Eiweiß in ihnen sechsmal billiger als im Fleisch. Zu Claus Zeiten standen sie höher in der Achtung, als heutzutage. Sie enthalten 26% Pflanzeneiweiß, 50% Stärke und 2% Fett. Ihre Verdaulichkeit hängt davon ab, daß sie lange Zeit gekocht werden müssen, um die unverdaulichen Zellstoffhüllen zu zersprengen.“

„Dazu hat man die Kochliste,“ sagte die Fräulein Therese. „Man sucht sich eine große Kiste mit einem fest schließenden Deckel, der an 2 Scharnieren befestigt ist, stellt ein oder zwei Kochtöpfe hinein und stopft nun die ganze Kiste so fest als möglich

mit Holzwolle, Heu, Papierspänen aus. Setzt man den bis zum Sieden erhitzten Topf mit dem zu kochenden Gericht rasch in die Kochkiste, so kocht es stundenlang weiter ohne anzubrennen. Die Kochkiste ist eine so wertvolle Errungenschaft der Küche, daß der Wanderer der Erfinderin den Nobelpreis verschaffen sollte. Sie ist für einen kleinen Haushalt, für Arbeiterfamilien und Landleute das praktischste Küchenmöbel, sie spart Zeit, Brennmaterial und Aufsicht."

Und die Fräulein Apollonia dichtete wiederum:

"O Kochkist', hoch des Lobes voll,  
Von dir wird viel gesprochen:  
Was alles man auch kochen soll,  
Das muß die Kochkist' kochen.

Wozu braucht euch denn Küch' und Koch

Noch heutzutage gefallen?  
Die gute Kochkist' kocht es doch  
Am billigsten von allen."

"Fräulein Apollonia, Sie sind eine große Seeberger Dichterin!" rief der Unterlehrer. "Reden Sie mit dem Kalender-Stadler in Konstanz: er soll Ihre Gedichte drucken. Wir kaufen sie alle." Die Mutter der Apollonia strahlte vor allen Frauen.

Und hernach fuhr der Wanderer fort: "Endlich müssen wir noch von Gemüse und Obst sprechen. Deutschland ist der größte Obst- und Gemüsekäufer vom Ausland. Jährlich werden

4 Millionen 180 tausend Zentner eingeführt. Obst und Gemüse haben wenig Nährwert: Eiweiß höchstens 3%, Kohlenhydrate 6% und Fett fast keines. Aber aus zwei Gründen sind sie für unsern Körper doch wertvoll: erstens bilden sie eine willkommene Füllmasse für den Magen und helfen der Darmtätigkeit wesentlich zur flotten Beförderung des Speisebreies, und zweitens enthalten sie mannigfache mineralische Nährsalze an Eisen, Kalk, Kali, Phosphor, zum Beispiel der Spinat, die grünen Bohnen, die Kohl- und Rübenarten, Rettich, Karotten, Sellerie, Kressen, Tomaten, Gurken, Spargeln, Salat —"

"Und die Zwiebeln," beendete der Kirchestimme die Aufzählung.

"Die Gemüse haben den Vorteil, daß wir sie den Winter über im Keller aufbewahren oder in

Salzfässern, Beckgläsern einmachen können. Das Obst unserer Gärten und Felder, das bis zu 10% Zucker enthält, ist in gleicher Weise eine wertvolle Zuspitze, besonders für die Kinder. Die Nüsse — das Vegetarier-Fleisch — enthalten 17% Eiweiß und 58% Fett. Auch die Pilze oder Schwämme des Waldes, die zu Hunderten verfaulen, ohne den Zweck des Daseins für unsere Küche erfüllt zu haben, sollten größere Beachtung erfahren."

"Um uns zu vergiften," meinte die Frau des Joseph.

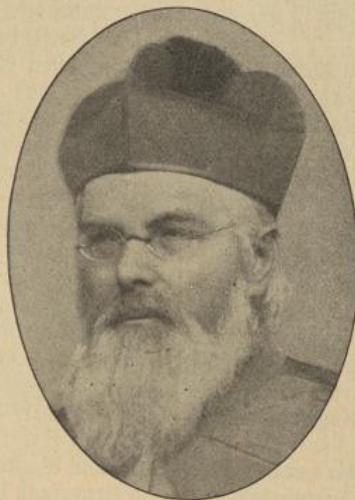
Der Wanderer aber sagte: "Das ist nicht so schlimm. Giftig werden alle alten Schwämme;

also zunächst nur junge Pilze suchen. Die eßbaren lernt man rasch kennen. Für 10 Pfennig erhält man vom Kaiserlichen Gesundheitsamt in Berlin das Pilz-Merkblatt, worauf sie alle abgebildet sind. Sie liefern das billigste Fleisch des Waldes, 1 Kilogramm ersetzt 100 Gramm Ochsenfleisch an Eiweiß. — Und nun zum Schluß wollen wir noch eines wertvollen Kohlehydrates gedenken: des Zuckers. Seine Herstellung ist eine Erfindung des Berliner Chemikers Marggraf vor anderthalb hundert Jahren. Deutschland hat die bedeutendste Zuckerrfabrikation aller Länder der Erde mit über 50 Millionen Zentner jährlicher Produktion. Der Zucker ist ein auszeichnendes Volksernährungsmittel; wir dürften ihn viel mehr

genießen, als es geschieht. Er ist in erster Linie ein Heiz- und Brennmaterial der menschlichen Maschine, und dann ein Stärkungs-, Belebungs- und Genußmittel zugleich. Ein schwer arbeitender Mann unterstützt seine Kraft weit mehr durch ein Stück Zucker oder Zuckerschokolade, als durch den besten Schnaps der Welt. Das wissen alle Sportsmenschen, Bergsteiger, marschierenden Soldaten."

"Recht so, Wanderer!" sagte die Frau Oberlehrer. "Sagt's nur meinem Manne noch einmal; er trinkt den stärksten Kaffee und Tee ohne Zucker und meint noch, er spart was dabei."

"Recht so, Wanderer!" meinte die Fräulein Kressenz. "Sagt's nur meiner Mutter noch einmal: sie meint, der Zucker und die Gutfel und Praline machten die Zähne schwarz."



J. M. Schleyer, Prälat in Konstanz, Erinnerung der Weltsprache Volapük, feierte seinen 80. Geburtstag.

Da lachte der Dorfbarbier: „So räumt die wissenschaftliche Chemie und ernährungsphysiologische Zeit mit den alten Schmöckern und Ladehütern von Vorurteilen auf. Esset Weihnachtsgutsel, Zuckerbrot, Schokoladepätzchen, meine Fräulein; versüßt euern Männern den Kaffee, geehrte Frauen von Seeberg, auf daß alles Volk versüßt und verzuckert werde!“

„Jawohl,“ meinte der Schiffwirt, „dann wird bald die ganze Welt die Zuckerkrankheit haben und nur noch Saccharin, Fett, Butter und Käse zu essen bekommen.“

„Sorgt nicht,“ sagte der Wanderer, „unsere Köchinnen bringen alle unsere Gerichte in abwechslungsreicher Folge auf den Tisch.“

„Ganz gewiß!“ ergänzte Fräulein Therese. „Das ist die große Kunst der Zubereitung, daß Geruch und Geschmack der Speisen ein Lustgefühl erwecken beim Essen. Es soll ein Genuß sein, keine bloße Abfütterung, keine kühle Berechnung allein, wie viel Gramm Eiweiß, Fett, Kohlehydrate und Nährsalze wir verzehren. Auch braucht es keine schwelgende Mahlzeit zu sein, Volkskost ist gesunde Kost. Wohl aber dürfen sich die Köchinnen auch einmal etwas Besonderes leisten an Festtagen, Hochzeiten, Kindstaufen, und dann auch, wenn der Wanderer alljährlich kommt: saure Wochen, frohe Feste! Also herein damit, Frau Schiffwirtin, mit den dampfenden Kaffeekannen, den hochgeformten Gugelhupfen und dem herrlichen Sträußlestuchen!“

„Und herein damit, Schiffwirt, mit dem duftenden Schinken des nahrhaften Schweines und dem köstlichen Meersburger 1911er!“ rief der Gemeinderat.

Also kamen alle zu ihrer Befriedigung. Und da sie gesättigt waren, zündeten sich die Männer ihre Pfeiflein an mit dem würzigen Rollentanaster, der Wanderer und der Oberlehrer eine Zigarre, der Unterlehrer und der Dorfbarbier die goldblöppige Zigarette. Und dabei murmelte der Polizei-Maier: „Nach dem Essen sollst du ruhn, oder auch ein Schläfflein tun.“ Der gelenkige Dorfbarbier meinte dagegen: „Nach dem Essen sollst du stehn, oder tausend Schritte gehn.“

„Man kann beides tun oder lassen,“ sagte der Kirchengesamte, „und dabei 80 Jahre alt werden.“

Darauf meinte die Schiffwirtin: „Wanderer, Ihr habt uns gründlich informiert übers Essen; aber wie steht's mit dem Trinken? Sind Kaffee, Tee, Kakao, Wein und Bier auch zu den Nahrungsmitteln zu rechnen?“

„Kaffee und Tee sind nur Genußmittel,“ sagte der Wanderer. „Sie sind Anregungsmittel bei

körperlicher und geistiger Ermüdung. Und weil nach dem Essen das Blut dem Magen und den Gedärmen zuströmt und dadurch das Gehirn blutleer macht, stellt sich gern nach der Mahlzeit der Schlaf ein, und dann ist ein Täßchen Kaffee der beste Schlafvertreiber und Lebenserwecker. Allerdings erregt zu viel und zu starker Kaffee und Tee die Herzstätigkeit und steigert den Blutdruck. So aber, wie wir unsern Kaffee trinken, ist er völlig harmlos und ungefährlich. Der Kakao ist ein Genuß- und Nahrungsmittel. Er enthält 40% Fett, 10% Eiweiß und 2% Zucker. Nun nehmen allerdings die Herren Schokoladefabrikanten einen Teil dieser Nährstoffe für sich hinweg, so daß manchmal bloß die Hälfte davon noch übrig bleibt. Er ist eines der köstlichsten Getränke, die wir haben, und die Schokolade das beste Verproviantierungsmittel auf Reisen und Ausflügen.“

„Und da unsre Kolonien den Kakao produzieren,“ ergänzte die Frau Oberlehrer, „so ist's ein vaterländisches Verdienst, Kakao zu trinken, umsomehr, da unsre Herren Reichsfinanzen den Kaffeezoll von 40 auf 60 und den Teezoll von 25 auf 100 Mark pro Doppelzentner erhöhten.“

„Ach, sie haben halt kein Herz fürs Volk!“ sagte der Polizei-Maier.

„Und über den Alkohol haben wir uns vor einigen Jahren gründlich unterhalten,“ fuhr der Wanderer fort. „Wir trinken keinen Alkohol, sondern bloß Bier und Wein, und wenn wir sie mit Maß und Verstand genießen, können wir steinalt und kerngesund dabei bleiben.“

Da klatschten sie alle lebhaften Beifall. Und da sich der Wanderer von seinen Bekannten verabschiedete, versprach ihm die Frau des Peter, gleich nach Weihnachten eine selbstgemästete Gans, die Frau des Joseph im Sommer ein paar hochbeinige Hähnchen vom Hühnerhof, der Polizei-Maier im nächsten Winter eine extra gute Blutwurst vom toten Schwein und die Schiffwirtin einen Laib schwarzen Brotes zu senden. Und endlich versprach die Fräulein Apollonia, zu all den Sendungen die entsprechende poetische Widmung zu schicken als Dank für die unterhaltende Vorlesung über die Volksnahrungsmittel.

V. Sch.

Der Weise wägt sein Dasein nur nach Taten,  
Nach Pfunden, die sein Geist erringt,  
Froh, wenn die Hoffnung seiner Saaten  
Auch nur im Keim geraten,  
Der in die Zukunft dringt.

# Aus dr Quetschezeit.

Von Daniel Kühn.

Die Quetschezeit, die is mei(n) Lewe,  
Wo's zünftig werdd bei uns behääm!  
Un lobt mr als am Rhein die Rewe:  
Bei uns sinn Trumb die — Quetschebääm!  
Die Alteweiversummerwoche:  
Do is mr nie was driwewer gang!  
Un — Quetschezeit un Lattwergkoche  
Is Boosgesang un Glockeklang!



Die Määd duhn flint die Lattwerg rihre,  
Die Motter kernt die Quetsche aus;  
Die Borsch, die helse's Feier schire,  
Dr Kessel geht vun Haus zu Haus.  
Dr Jakob, voller Lattwergflecke,  
Un Händ grad wie e Schornschtefäer!  
Dr Jakob berf de Kessel lede,  
Deß gäb 'r um die Welt nett her.  
's Klää(n) Bissche legt sich an de Lade,  
Un knobbert wie e Haas im Klee  
Sein mißliggroße Lattwergflade,  
Deß is dem Kind sei(n) höfächt Ibee.  
Un 's Scha(n)che, deß hott annere Schlenze,  
Verschiede is jo dr Geschmaad —  
Er geht sich als die Quetsche schtrenze,  
Un maa(n)scht se aus 'm Hoßesad.

Ich geh mr ebbes annerscht suche,  
Deß schteckt mr jedes Johr im Kobb:  
Ich frää mich uff de — Quetschekuche,  
Wie's Määdche uff e neii Bobb.  
Doch vum Konditter bringt mr kääne  
Aus Pulwerdääg, der is zu merb!  
Vun Hefedääg: so möcht ich ääne!  
So wie mr 'n badt als an dr Kerb.  
Nett brockelig un bienerosig,  
Nix: Bierheebdääg! Un recht gut gang!  
Recht schwammig, knätttschig, zäh und blostig!  
Un ziehe muß'r sich — so lang!  
Nach lieb ich kün vun denne Dinger,  
Die wo mit Bissche zubereit;  
Mit Dääg so dick als wie drei Finger,  
Wo alle Schtunn e Quetsch druffleit!  
Die mißt mr mit dr Dorfbrill suche.  
Do gings em wie dem kläne Scha(n):  
Der achelt emol e Quetschekuche,  
Dodriwewer fangt'r 's Greine a(n).  
Dr Dääg war dick! Wer will dann denne!  
Un 's Scha(n)che sperrt sei(n) Meilche uff!  
Sei(n) Bäsche froogt: „Wer werdd so flenne?“  
„Och!“ kreischt der Bunn, „ich kumm nett druff!“  
So Quetschekuche schmaden trocke,  
Siehn aus grad wie e leeri Scheib.  
Mei(n) Biewer, mit so Bettlmannsbrocke,  
Do bleib mr nor drei Schritt vum Leib!  
Do: binn de Kuchedääg, un wann'r  
So binn is wie e Karteblood!  
Die Quetsche: ääni an die annere,  
Un noch zwää Lage druffgeschpraat!  
So wie deß Bissche als, deß klääne,  
De Quetschekuche geren hott:  
„Och Motter, bad emol widder ääne!  
Gelt, badt mr 'n awer nett so blott!“  
So bitt un bettelt unser Bissche.  
„Bad nore käne wie doletsch:  
Wääsch, nett so — Quetsch — waart — e — bische,  
Guck, Motter, so: so Quetsch, Quetsch, Quetsch!“  
So lacht 'r em an wie Sunneblume,  
Wie Blätter an ere Kesselros'.  
So lieb ich 'n, un weß mei(n) Gumme!  
So hott 'r aach sei(n) richtig Moosch.  
Mei(n) Biewer: for e Quetschekuche,  
Do laaf ich 'm Deiwel e Ohr ewegg!  
Deß is dr König vun de Kuche!  
Die annere hann for mich kün Zweck! —

# Welthegebenheiten

im Zeitraum vom 1. Juli 1911 bis 1. Juli 1912.

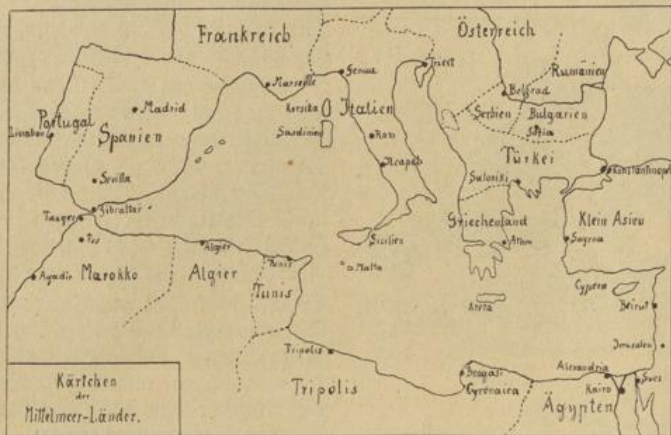
Für unser **Deutsches Reich** war das Jahr 1911 ein heißes Jahr! Heiß machte es im Sommer dem Thermometer, so daß es sich nach Afrika versezt glauben konnte — dafür aber auch zum Ärger der Abstinenten ein 1911er-Wein von vorzüglicher Güte reifte. Und heiß wurde das Jahr in der Politik, so daß es nahe am Krieg stand. Und das brachte der Marokko-Handel. Der Wanderer hat dem Leser extra ein Körnchen gezeichnet, auf dem er rings ums Mittelmeer fahren kann.

Und da beginnen wir unsere Fahrt im nordwestlichen Zipfel von Afrika, in Marokko. Eigentlich stehen dort die Spanier am nächsten dabei, sie brauchen bloß über die nur 20 Kilometer breite Wasserstraße von Gibraltar hinüber zu fahren. Aber — mit ihrer Macht ist nichts getan! Da sitzt Frankreich seit langer Zeit neben dran in Algier und Tunis und möchte nun auch noch das hübsche Marokko als Ab- rundung dazu

haben. Das ging nun allerdings nicht so einfach, da wir Deutsche wegen unserer Handelsbeziehungen auch mitreden wollten. Reiste doch unser Kaiser im Frühjahr 1905 extra nach Tanger, um dies klar zum Ausdruck zu bringen. Um sich vorläufig nicht in die Haare zu geraten, wurde in einer Konferenz zu Algeciras ein notdürftiges Flickwerk geschaffen, an das sich aber Frankreich gar nicht hielt. Daraufhin erschien am 1. Juli 1911 im Hafen der marokkanischen Stadt Agadir plötzlich ein deutsches Kriegsschiff. In Deutschland war man vielfach der Meinung, damit einen Druck auf Frankreich auszuüben, daß auch uns ein Stück von Marokko abfalle. Aber — da hatten wir falsch gerechnet! Das Kriegsschiff war bloß ein Dekorationsstück vor Agadir, und der Reichskanzler, Herr von Bethmann, und der Minister des Außern, Herr von Kiderlen, wollten alles in Güte abmachen. Sie konferierten Tage, Wochen,

Monate lang mit dem französischen Botschafter in Berlin, Herrn Cambon, über ein „Marokkoabkommen“, wobei man mehr und mehr gewahr wurde, daß wir die Leidtragenden werden müßten. Nach vier Monaten war das diplomatische Meisterstück fertig geworden. Es lautete im 1. Teil: Deutschland verzichtet ganz auf Marokko und anerkennt das französische Protektorat. Es sichert sich einige wirtschaftliche Interessen. Im 2. Teil: Deutschland bekommt zu Kamerun noch ein Stück hinten dran am Kongo, das etwa halb so groß ist als Deutschland mit einer halben Million Seelen. Der deutsche Kolonialminister von Lindequist

mochte den Handel mit Kamerun auch nicht mit seinem Namen decken und ging auch. Der Reichskanzler holte sich einen gefügigeren, er heißt Dr. Solf. Dem Reichstag wurde der Marokko-Handel, nachdem alles fix und fertig war, nachträglich zur Genehmigung unterbreitet.



Unsere diplomatische Vertretung in London war — wie es scheint — nicht auf der Höhe der Situation. Der dortige Botschafter Graf Wolff-Metternich war den englischen Herren sehr gefällig und entgegenkommend, wie man es ja wohl an maßgebender Stelle in Berlin haben wollte. Aber da der Karren jetzt feststeckte, holte man den bestmöglichten unserer deutschen Diplomaten, den Botschafter von Marschall aus Konstantinopel, um das Gefährt wieder flott zu machen. Marschall war 15 Jahre am Goldenen Horn und hatte dem deutschen Namen im Osmanenreich zu hohem Ansehen verholfen. Vielleicht gelingt es ihm, ein annehmbares Verhältnis zwischen uns und den Engländern wieder anzubahnen ohne Verlust unseres guten Namens. Der englische Kriegsminister Halbane weilte längere Zeit in Berlin, um wieder gut Wetter zu machen.

Das Jahr war aber auch heiß für die deutschen Wähler. Der Reichstag mußte auf 5 weitere Jahre neu besetzt werden. Und da ging's mancherorts ganz polnisch zu! Kampf und Erbitterung wuchsen dabei zusehends. Die neugewählten 397 Abgeordneten verteilen sich in 19 Parteigruppen. Die Linksparteien haben eine geringe Mehrheit über die Rechtsparteien. Den Hauptgewinn tragen die Sozialdemokraten mit 110 Abgeordneten, die stärkste Partei im Reichstag. Was unser Wahlrecht beeinträchtigt, ist die ungerechte Wahlkreiseinteilung, so daß z. B. 10 000 Wahlberechtigte ebensoviele Abgeordnete zu wählen haben wie 260 000. Deshalb verkörpert auch der Reichstag nicht die Meinung des ganzen Volkes. Gleich zu Beginn der Sitzung gab es Schwierigkeiten mit der Präsidentenwahl, weil zwei der Gewählten nicht neben einem Sozialdemokraten am Präsidententisch Platz nehmen wollten. Endlich gelang sie aber doch. Nun meint der Wanderer, daß es keine Sünde und Schande sei, neben einem Sozialdemokraten zu sitzen; daß aber auch der Weg ins Schloß noch kein Aufgeben der Parteiprinzipien sei, sondern von jedem Sozialdemokraten als formaler Höflichkeit hätte ausgeführt werden können.

Der Reichstag, der unter dem ergrauten Präsidenten Kämpf recht wacker arbeitete, hat die Heeres- und Flottenvorlage glatt und ohne große Redeturniere erledigt gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, Polen, Elsäßer, Dänen, Welfen. Kriegs- und Marineminister hatten angefordert: 2 neue Armeekorps zu Allenstein (Ostpreußen) und Saarbrücken, ferner für jedes Infanterieregiment eine Maschinengewehrabteilung; die Flotte erhält ein 3. Geschwader mit allmählichem Ausbau von 3 Linien Schiffen und 6 Kreuzern. Die Aufklärungsflotte wurde von Kiel nach Wilhelmshafen verlegt.

Aber Soldaten und Schiffe kosten Geld. Um die Ausgaben zu decken, plante der Reichskanzler die Abschaffung der sogenannten Liebesgabe, das heißt des Nachlasses der Branntweinsteuer für die Produzenten. Diese Einnahme ergibt aber nur 25 Millionen, so daß noch 100 dazu fehlen. Und

da holte der Finanzminister Bermuth die schon früher an- und ungerempelte Erbschaftsteuer wieder hervor, jedoch ohne Erfolg. Der Reichskanzler schaffte hierauf den ungefügen Finanzminister fort. Herr Bermuth aber kann's verschmerzen: er wurde Oberbürgermeister in Berlin und verdient dort mehr denn als Minister und braucht sich um keinen Reichskanzler mehr zu kümmern. Woher nun aber das Geld nehmen? Da kamen die Parteien auf einen findigen Plan und schoben die Deckungsfrage bis zum April 1913 hinaus. Bis dorthin nämlich soll die Regierung eine Besitzsteuer ausarbeiten, die so eine Art Erbschaftsteuer werden soll. Die in Aussicht genommene Ermäßigung der Zuckersteuer wird um eben diese Frist hinausgeschoben. — Ferner hat der Reichstag die Privat-

beamten = Versicherung beraten, wobei zwei Millionen Versicherungspflichtige in Frage kommen. — Auch die Verteuerung der Lebensmittel kam zu energischer Aussprache. Man verlangte von der Regierung eine Erleichterung der Vieheinfuhr und die Zulassung des gefrorenen Fleisches aus Argentinien, sowie eine Herabsetzung der Getreidezölle. Der Reichskanzler meinte aber, man



Ein Negerdorf im Kongostaat.

müsse bei der seitherigen Wirtschaftspolitik verharren, also alles beim alten lassen, auch die Teuerung; die Presse habe die Teuerungsfuge künstlich angefaßt. Eine Folge der Steigerung aller Lebensmittel war auch die Forderung der Bergarbeiter im Ruhrgebiet um Lohnerhöhung. Sie war eine gerechte Forderung, denn die Gruben- und Bergarbeiter sind immer noch schlecht bezahlt. Und wenn die Grubenbesitzer mehr Herz für die armen Arbeiter gehabt und ihnen 10 Prozent Lohnerhöhung zugestanden hätten, wäre der große Streik im Ruhrgebiet vermieden worden. 300 000 Arbeiter legten die Arbeit nieder. Es kam zu bedauerlichen Ausschreitungen, wobei einige Menschen durch zu energisches Eingreifen der Polizei ihr Leben einbüßten. Der Förder-Ausfall betrug 1 Million Tonnen Kohlen im Wert von 12 Millionen, der Lohnausfall der Arbeiter 6 Millionen. — Erwähnen möchte der Wanderer noch, daß das deutsche Volk am 12. Januar



1912 den 200jährigen Geburtstag Friedrichs des Großen beging. Ja, den Gedentag haben wir gefeiert, aber seine großen, freien Gedanken haben wir nicht geerbt!

Luftschiffe und Flugmaschinen haben glänzende Fortschritte zu verzeichnen. Mehrere Zeppeline sind zu Passagier-Luftschiffen ausgebaut, und wer übrige blaue Scheine hat, kann sich die Freude einer solchen Luftfahrt gestatten. Leider ist das schöne Zeppelin-Luftschiff „Schwaben“ in Düsseldorf infolge einer Gasentzündung durch Reibung des Ballonstoffes völlig verbrannt, wobei einige Personen verletzt wurden. Es ist dies das 7. Opfer der Zeppelin-Luftschiffe. Die Militär-Luftschiffe durchkreuzen ganz Deutschland; Zeppelin führte Z 3 in 10stündiger Fahrt vom Bodensee zur Nordsee — das machen die Franzosen und Engländer dem alten Luftstrategen nicht nach! Die Flugkünstler machen in den kühnsten Dauer- und Höhenflügen auf Ein- und Zweideckern gewaltige Zuverlässigkeits- und Überlandflüge, wobei der Flieger Hellmut Hirth sich die meisten Preise holte. Leider hat der Flugvort schon sehr viele Opfer an Menschenleben gefordert, im Jahre 1911 allein 114, und 1912 steht ihm wohl nicht

nach. Nachdem die Franzosen, die uns im Flugwesen immer noch über sind, Millionen für ihre Luftflotte durch private und Staatshilfe aufgebracht haben, will nun auch Deutschland sich eine Luftflotte errichten und fordert unter der Protection des Prinzen Heinrich zu einer Nationalflugspende auf.

Unser Heimatland **Baden** hat durch die Beschlüsse des Landtags ein neues Wassergesetz erhalten, wodurch sich die Regierung das Recht von Wasseranlagen leichter ermöglichen und die vorhandenen Wasserkräfte besser ausnutzen kann. Ferner ein neues Gemeindevahl-Gesetz nach den Grundsätzen des Verhältniswahlsystems. Es gewährleistet jeder größeren Vereinigung von Wählern eine Ver-

tretung auf dem Rathaus. Jeder Wähler muß eine von einer Partei eingereichte Vorschlagsliste ohne Abänderung abgeben; also daß der Einzelne für sich allein nichts vermag, wohl aber im Zusammenschluß mit politisch oder wirtschaftlich Gleichgesinnten sehr viel. Auch hat der Landtag die Einführung der preußisch-süddeutschen Klassenlotterie für Baden beschlossen. Millionen sind seither zum Land hinausgewandert. Sollen wir zusehen, wie andere Staaten den Profit einstecken? Kann den unsere Staatskasse nicht auch brauchen? Glück auf unseren badischen Spielern! Unsere Finanzen haben sich zwar gebessert, aber die finanziellen Verhältnisse zum Reich sind noch immer verbesserungsbedürftig. Die Staatsverwaltung trachtet möglichst nach Sparbarkeit, und aus diesem Grund hat die Kammer den badischen Gesandtschaftsposten in München, der ja bloß ein Dekorationsstück war, abgelehnt.

Unsere Nachbarn im **Elßaß** hatten zum erstenmal, seit sie ein Bundesstaat sind, Landtagswahl. Die Mehrheit der Abgeordneten zeigte gleich ihre Macht und wollte dem Kaiser und dem Statthalter die Bezüge kürzen und streichen. Darüber war der Kaiser so ungehalten, daß er seinem Unmut die

Zügel schießen ließ, als er bald darauf nach Straßburg kam, und äußerte, er werde die neugebadene Verfassung in Scherben schlagen und Elßaß zu einer preußischen Provinz machen. Nun ja, das geht natürlich ebensowenig, als daß Rußland badisch wird.

**Bayern** hat viel von sich reden machen. Das Zentrum, das von jeher die Mehrheit in der Kammer hatte, verlangte die Abberufung des ihm mißliebigen und im Verdacht liberaler Ideen stehenden Verkehrsministers von Frauendorfer. Aber der Prinzregent wollte davon nichts wissen und löste die Kammer auf. Die Neuwahlen wurden mit furchtbarer Erbitterung ausgefochten; sie ergaben, wie es bei der eigenartigen Wahlkreiseinteilung vorauszusehen



Großherzog Wilhelm von Luxemburg †.

war, wieder eine Zentrumsmehrheit. Freiherr von Hertling wurde jetzt zum Staatsminister gemacht. Er ist ein Mann mit viel Energie und tabelloser Parteilosigkeit, zugleich auch leuchtet ihm die Gnadensonne Berlins. Eine der ersten Amtshandlungen des neuen Kabinetts war es, dem Jesuitengesetz eine freiere Auslegung zu geben, um den Jesuiten in Bayern größere Beweglichkeit in ihrer Ordens-tätigkeit und auf Missionsreisen zu ge-währen. Der Bun-desrat, dem die Ent-scheidung über die Gültigkeit dieser Aus-legung zusteht, scheint sich damit nicht zu befehlen.

In **Preußen** zo-gen sechs Sozial-demokraten in den Landtag ein. Diese ungewöhnliche Er-scheinung machte die konservativen Herren und den Präsidenten der Kammer so ner-vös, daß dieser einen von den Sechsen, der seinen Anordnungen nicht folgen wollte, durch die Schutz-mannschaft gewalt-sam aus dem Sitz-ungs-saal hinausbe-fördern ließ. Das war eine böse, eines deutschen Parlaments unwürdige Komödie!

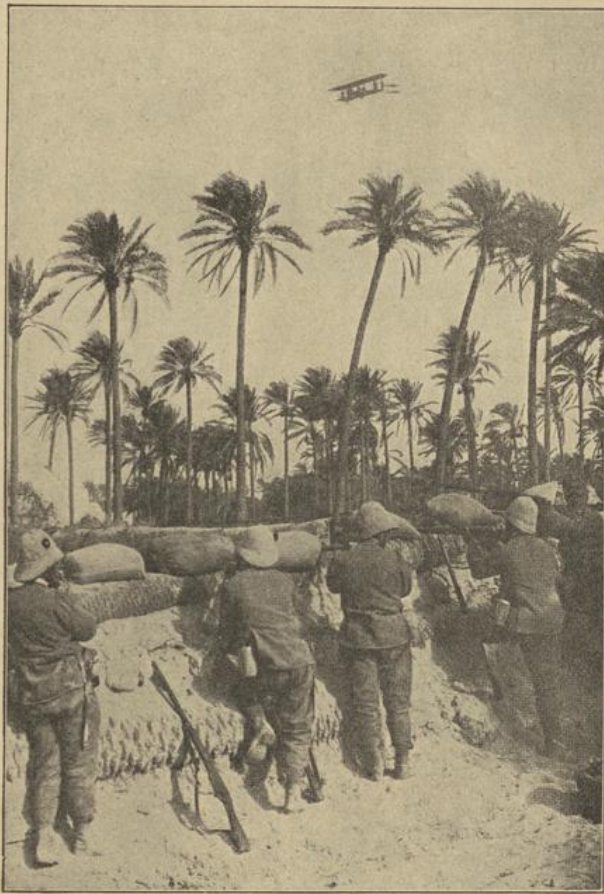
— Nachdem durch knappen Mehrheitsbeschuß der Kammer die Feuer-be-stattung zugelassen worden war, errichteten gleich 24 preußische Städte Krematorien.

**Frankreich** hat, wie der Wanderer schon be-richtete, Marokko eingeschakt. Das bedeutet einen großen Länders- und Menschenzuwachs. Zunächst ist Marokko wirtschaftlich ein reiches Land, und dann wird es den Franzosen die Bevölkerungsziffer wieder in die Höhe bringen; doch kommt das nicht

gleich morgen oder im nächsten Jahr. In Algier hat Frankreich schon 80 Jahre kolonisiert und muß heute noch mit seiner Fremdenlegion feldmarsch-mäßig gegen die Angriffe der Araber parat stehen. In Marokko wird's auch nicht anders kommen. Beginnen doch schon jetzt in der Hauptstadt des Rei-ches heftige Kämpfe der Marokkaner gegen die Fremd-herrschaft.

**Spanien** hat auch Truppen in Marokko stehen, um sich wenigstens das Nordweststückchen davon zu sichern; wohnt es doch am nächsten gegenüber. Zwar will ihm Frankreich nichts gönnen, aber schließ-lich wird ihm nichts anderes übrig blei-ben, als sich drein zu schicken: lieber einen Nachbar in Freundschaft als Feindschaft!

Und da wir ge-rade in Nordafrika sind, wandern wir hinüber nach Tri-polis: auf dieses Land hat **Italien** seine Hand gelegt. Hatten doch die Franzosen im Jahre 1881 ihm Tunis vor der Nase weg-geschnappt; — sollte es nun zusehen, daß sie oder andere das gleiche mit Tripolis



Zum italienisch-türkischen Krieg:  
Zweidecker „Savary“ auf einer Aufklärungsfahrt.

machen? Gute Beispiele ermuntern zur Nach-ahmung! Das Land gehört zwar von rechtswegen zur **Türkei**. Aber die Türken wohnen weit weg, haben keine Schiffe zum Herfahren, ständig mit sich und andern genug zu tun und zum Kriegführen kein Geld. Also fiel Italien zu Ende September 1911 unter nichtigem Vorwand über das wehrlose Land her. Nach kurzer Beschießung der Städte Tripolis und Bengasi landeten die Italiener ihre

Truppen auf afrikanischem Boden. Anfänglich ging's ganz glatt; aber bald kamen die braunen Söhne aus der Wüste heraus und setzten sich den Italienern kräftig zur Wehr, so daß es heiße Kämpfe absetzte. Und dabei bezichtigte man bald die einen, bald die andern der fürchterlichsten Grausamkeiten. Da es den italienischen Kriegsschiffen an der öden afrikanischen Küste langweilig wurde, fuhren sie im weiten Mittelmeer herum, durchsuchten die vorbeifahrenden Schiffe nach Kriegskontrebande, bombardierten zwischenhinein das türkische Küstenland, besetzten die Insel Rhodus und fuhren bis zur Einfahrt der Dardanelen, so daß die Türken die Zufahrtsstraße nach Konstantinopel sperrten, wodurch dem Handel Europas für einige Wochen empfindlicher Schaden zugefügt wurde. Die türkische Regierung hat alle Italiener aus ihrem Staatsgebiet ausgewiesen. In der italienischen Kammer wurde mit ungeheurem Beifall die Oberhoheit Italiens über Tripolis proklamiert und der Minister Giolitti als Held und Reichsmehrer gefeiert. Zuschauer hat die Türkei genug, aber helfen wird ihr niemand. Doch sieht es noch gar nicht danach aus, als sollte der Operettenkrieg für Italien bald zu Ende gehen. — Mitten in den Siegesjubel fiel die Kunde, daß ein Anarchist auf den König Viktor Emanuel ein Attentat verübt hatte, das glücklicherweise mißlang. Dabei zeigte sich die ungeheuerliche Anhänglichkeit, deren sich der König bei seinen Untertanen erfreut.

Mit den **Engländern** hat der Wanderer beim Marokko-Handel abgerechnet. Das Königspaar machte eine Reise zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Indien, die in der neuen Hauptstadt Delhi stattfanden. Es ist nicht unnötig, sich dort zu zeigen; denn Indien ist ein Juwel in der Krone Britanniens und will sorgsam behütet sein. — Der größte Streik der Welt war der von 1½ Millionen englischer Berg-, Hütten- und Eisenbahnarbeiter. Ihre Forderungen setzten sie nur

teilweise durch. Der tägliche Lohnausfall betrug 14 Millionen! — Die Home-Rule-Bill, das Gesetz der eigenen Heimatsregierung, bringt den Irländern nach langen Kämpfen ein eigenes irisches Parlament und finanzielle Selbstverwaltung.

**Österreich** hat an Tumulten im Abgeordnetenhaus den höchsten Rekord zu verzeichnen. Zuerst schoß ein Sozialist in Wien während der Sitzung auf den Minister, dann knallten im ungarischen Parlament gleich mehrere auf den Präsidenten. Da ist's wahrlich kein Vergnügen, als Abgeordneter auf diesen Ehrenbänken zu sitzen mit den Magyaren, Kroaten, Tschechen, Ruthenen, Polen und Slowaken.



Roald Amundsen, der Entdecker des Südpols.

Bevor wir von Europa Abschied nehmen, muß der Wanderer noch erwähnen, daß der Südpol der Erde im Dezember 1911 wirklich und wahrhaftig — zum Unterschied vom Nordpol — entdeckt wurde von dem Norweger Roald Amundsen. Der Wanderer gratuliert ihm und dem Südpol dazu!

Über **China** ist die Reformsonne aufgegangen. Den helleren Chinesen war die dickbezopfte, reformfeindliche Mandschudynastie in Peking schon lange verhasst. Der Führer der Populärschneidung, Dr. Sunjatsen, leitete in den Sübprovinzen des Reiches die Revolution, die besonders

am Jantsefluß in den großen Städten Hanau, Wutschang, Nanking und Schanghai mit großer Erbitterung gegen alle Mandschu durchgeführt wurde. Tausende von Menschen verloren ihr Leben dabei. Die Kriegsschiffe aller Nationen waren auf dem Jantse und suchten Leben und Eigentum ihrer Staatsangehörigen zu schützen. Und da die Revolution auch in der Nordprovinz, der Mandschurei, aufloberte, wurde es den Herren in Pekings Residenzpalast Angst, und sie holten sich den früheren Minister Jantschikai, der den Geist des Aufbruchs beschwören sollte. Man wollte eine Verfassung geben, Reformen aller Art einführen; aber das Volk glaubte nichts davon. Da mußte der Kaiser abdanken. Ganz China ward so nach kurzem Kampf eine Republik,

die größte der Erde mit 430 Millionen Republikanern. Der Kaiser behielt Rang, Titel und, was ihm die Hauptsache war, sein Gehalt. So endete die Mandschudynastie, nachdem sie 268 Jahre ohne großes Verdienst um Land und Volk den Thron inne gehabt hatte. Die Kaiserin-Witwe, welche für den unmündigen Kaiser die Regierung führte, schrieb als Abschiedsgruß an ihre Untertanen die wirklich beherzigenswerten Worte: „Ich will nicht um des Ruhmes einer einzelnen Familie willen gegen den Willen eines ganzen Volkes ankämpfen. Der Kaiser muß wissen, daß das Land für das Volk geschaffen ist und nicht für ihn.“ Der erste Präsident der Republik wurde Jantschikai. Jetzt kann's also

Sicherung unserer Seeschifffahrt lehrreichen Nutzen ziehen wird. — Bei Gibraltar sank ein französischer Dampfer mit 100 Personen. Auch ein englisches und ein französisches Unterseeboot gingen, jedes mit der ganzen Besatzung, unter. — Bei der badischen Stadt Müllheim verloren 14 Menschen infolge eines Eisenbahnunglücks ihr Leben. — Infolge der großen Hitze des letzten Sommers wurden Städte, Dörfer und Wälder durch Brandkatastrophen schwer heimgesucht. In Konstantinopel verbrannten 4000 Häuser. — Überschwemmungen am Mississippi in Nordamerika und bei Sevilla in Südspanien verursachten großen Schaden. — Eine Explosion im Touloner Kriegs-



Zur Revolution in China: Rebellen-Rekruten auf dem Weg zur Front.

wirklich und ernstlich losgehen mit der Reformbewegung. Vielleicht spüren wir's in Europa nur zu bald!

Bei den großen **Unglücksfällen** des Jahres muß der Wanderer in erster Linie des Unterganges der „Titanic“ gedenken. Diese war der größte, mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit ausgerüstete Dampfer der Welt und gehörte der „Weißen Stern-Linie“ in England. Die Dampfergesellschaft wollte mit dem Schiff eine Schnelligkeitsleistung aufstellen. Nicht gar weit von New-York entfernt fuhr das Schiff in unverzeihlichem Leichtsinne gegen einen schwimmenden Eisberg, zerschellte an ihm und sank in kurzer Zeit mit 1600 Menschen in das tiefe, kalte Meer. Es hat sich dabei manches ergeben, woraus man hoffentlich für die künftige

hafen in Südfrankreich kostete 210 Matrosen das Leben. — Auf den Aleutischen Inseln, weit im Norden von Amerika, zerstörte ein Vulkanausbruch mit Aschenregen Dörfer und Menschenleben. — Und zum Schluß darf der Wanderer das Erdbeben vom 16. November 1911, das ganz Süddeutschland und besonders Konstanz und die Bodenseegegend kräftig rüttelte, nicht vergessen.

**Gestorben** sind im abgelaufenen Jahr: Großherzog Wilhelm von Luxemburg, der Bruder der Großherzogin Hilba von Baden, er war der letzte männliche Vertreter des Hauses Nassau; König Friedrich VIII. von Dänemark; Prinz Georg Wilhelm von Cumberland, der Bruder der Prinzessin Max von Baden; der österreichische Minister Graf Lehrenthal; der russische Minister

Stolypin; der japanische Staatsmann Graf Kamura; der italienische Admiral Aubry, Befehlshaber vor Tripolis; der amerikanische Admiral C. G. Evans; der Erzbischof von Albert in Bamberg; der Geograph Andree; der Direktor der bayerischen Kunstgalerien, Professor Tschudi; der Bildhauer Reinhold Begas; der holländische Maler Israels; die deutschen Dichter und Schriftsteller Felix Dahn, Albert Träger, Karl May,

Wilhelm Jensen; der schwedische Dichter Strindberg; der amerikanische Schriftsteller Stead auf der „Titanic“; Wilbur Wright, der Konstrukteur der ersten Flugmaschine mit einem Motor; der Afrikaforscher Eugen Wolf; der Präsident des preussischen Landtags F. v. Erffa; die Reichstagsabgeordneten Liebermann und Sonnenberg und Hug in Konstanz und Engelbert Kayser, der Erfinder des Kayser-Zinnes. V. Sch.

## Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1870/71.

Von Fischer-Gröbern.

In einem Dorfe bei Pontarlier, auf der anderen Seite der Saône, mußte Futter für die hungernden Pferde und Fleisch und Brot für die Mannschaft requiriert werden, nachdem 5 andere Dörfer sozusagen ausgefogen waren von den lieben Französischen. Auch in diesem Dorfe war tatsächlich nichts mehr zu requirieren, da die Rothosen schon alles mitgenommen hatten. So versicherten auch der Pfarrer und der Adjunkt. Trotzdem schleppten meine Getreuen eine Kuh und auf einem Wagen Heu und Stroh daher, verfolgt von einer Frau, welche zum Erbarmen jammerte. Ein Kind auf dem Arm, eines in der Schürze, zwei nebenher trotzend, kam sie auf mich zu und trug mir vor, daß ihr Mann als Soldat fortgemußt habe, sie und ihre Kinder aber verhungern müßten, wenn man ihr die Kuh nehme, und diese könne ohne Futter auch nicht leben. Ihre Bitte um Gnade und Barmherzigkeit blieb nicht unerhört. Die Leute führten mir das einsame, ganz versteckt gelegene Häuschen die Milchspenderin und das Futter zurück, und ich übergab dem armen Weibe die deutsch und französisch geschriebene „Bitte an alle Kameraden“: „Frau Lambert besitzt nur eine Kuh, welche ihr und den Kindern die einzige Nahrung liefert. Kuh und Futter haben wir ihr deshalb gelassen, und ich bitte alle Herrn Kameraden, gleiche Menschlichkeit üben zu wollen.“ Das war im November 1870. Zur Zeit des Waffenstillstandes waren in dem Dorfe Couy babische Dragoner einquartiert, und da erzählte mir einmal Leutnant Forst, daß er bei der Frau Lambert meine „Bitte“, welche sie wie ein Heiligtum aufbewahre, gelesen habe und daß sie von allen Deutschen respektiert worden sei, während ihr die Franzosen 4 Wochen später alles genommen hätten.

\* \* \*

Als einst der verstorbene, liebe und gute Feldpater Finneisen gefragt wurde, warum denn gar keine Feldgottesdienste gehalten werden, erwiderte

er, daß der Besuch der vielen Kranken und Verwundeten für die Geistlichen beider Konfessionen viel wichtiger sei. Das war im November 1870. Tatsächlich hörte man dann und wann die Mannschaft fragen, warum denn keine Militärgottesdienste angeordnet werden, da doch die französischen Geistlichen entweder vor uns verbuhten oder die Kirche verschlossen. In einer Kompanie diente als Kriegsfreiwilliger ein Kandidat der evangelischen Theologie, der alle Hindernisse beseitigte und es durchsetzte, daß der Pfarrer von Crevette unter gewissen Vorbehalten seine Kirche zur Verfügung stellte. Aber der Herr Abbé konnte sich gar nicht vorstellen, wie Katholiken, Evangelische und Juden gemeinsam Gottesdienste halten sollten. Bald aber konnte er sich von dem religiösen Gefühle der Deutschen, auch wenn sie dreierlei Konfessionen angehören, überzeugen. Ein Leutnant spielte, da der Stab mit Musik und zwei Bataillonen nicht im Dorfe lag, die Orgel, und mit dem Chor „Mit dem Herrn fang alles an“ begann der Gottesdienst. Dann hielt der Kandidat so herzlich seine Predigt, daß wohl kein Auge tränenleer blieb. Ein heißes Gebet folgte, dann kam das Lied „Nun danket alle Gott!“, und zum Schlusse — unter Ziehung aller Forteregister der kleinen Orgel — „Die Wacht am Rhein“. Unten in der Kirche aber am Tore stand der französische, katholische Geistliche, der ganz entzückt sich äußerte über die ersichtliche Frömmigkeit der Soldaten, die durch die Worte des Predigers so ganz hingerissen zu sein schienen. Er lobte die wunderbaren Kirchenlieder, von welchen ihm der letzte massige Chor am besten gefallen habe und in welchem alle so recht ihre Gottesfurcht zum Ausdruck zu bringen bemüht waren. Ja, ja! „Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ — es war im Felde ein Erbauungslied.

### Berichtigung zum Marktverzeichnis.

Engen. Die Viehmärkte am 3. Febr. und 20. Okt. werden auf 30. Jan. und 30. Okt. verlegt.



## Wie man Feld und Acker düngt Hier im knappen Reim erklingt!

1.

Kern-Nährstoffe, wohl bekannt,  
Seien nochmals hier genannt:  
Stickstoff, Kali, Phosphorsäure!  
Die vor allem stets erneure!

2.

Ob mal einer fehlen kann,  
Zeiget ein Versuch dir an. —  
Doch man muß in vielen Fällen  
Kalk den Dreien zugesellen.

3.

Wer allein mit Stallmist düngt  
Höchst-Erträge nicht erzwingt.  
Mit dem Stallmist wende man  
Thomasmehl ergänzend an!

4.

Je nachdem der Boden schwer,  
Gibt man ihm an Stallmist mehr;  
Dieser stärkt ihn nicht allein,  
Leben bringt er auch hinein.

5.

Auch will schwerer Boden haben,  
Thomasmehl in stärker'n Gaben;  
Und je weiter in der Zeit,  
Desto reichlicher man streut.

6.

Wintersaat, auch Klee, Luzerne,  
Obst, Gemüse kann man gerne,  
Wenn es auf den Herbst will geh'n,  
Schon mit Thomasmehl versieh'n.

7.

Jeder heut' die Pflanzen kennt,  
Die man Stickstoffsammler nennt;  
Diesen hat Natur befohlen,  
Stickstoff aus der Luft zu holen.

8.

Solchem Zwecke vielfach dienen  
Seradella und Lupinen;  
Daß dem Boden sie genügen,  
Läßt man grün sie unterpflügen.

9.

Daß sie sich zu ihren Werken  
Aber auch gebührend stärken,  
Düngt man diese Pflanzen mit  
Thomasmehl sowie Kainit.

10.

Thomasmehl streu' reichlich aus!  
Große Ernte bringt's ins Haus,  
Denn die Pflanzen aus dem Vollen  
Phosphorsäure schöpfen wollen.

E. B.

10

**Dass sich des Bodens  
Kraft erneure  
Düng reichlich ihn mit  
Phosphorsäure**



## Der billige Fisch.

Humoreske von Karl Pauli.

„Nun, adieu, liebes Männchen, sei recht vorsichtig beim Aufsteigen auf die Elektrische, und daß du ja nicht im Fallen abspringst! Nimm dich auch recht in acht, daß du nicht in den Zug kommst und geh' mir nicht über die Straße, wenn so viele Wagen fahren. Geld hast du doch? Dein Abonnement auch; ein Taschentuch habe ich dir in den Rock gesteckt. Vergiß nicht, bei Müllers wegen des Kaffeewärmer's vorzusprechen und laß deinen Schirm nicht stehen; vor allem kaufe aber nicht wieder zu teure oder unpraktische Sachen!“

Nach dieser Standrede, welche mit großer Zungen-geläufigkeit vorgetragen wurde, gab Josephine Kandelhardt ihrem Mann einen Kuß, schob ihn zur Tür hinaus und drückte diese mit einem energischen Ruck ins Schloß.

Julius Kandelhardt, der diesen Erguß mit gesenktem Haupt und abgezogenem Hut über sich ergehen ließ, senfte auf, bedeckte seinen etwas gelichteten Scheitel und stieg langsam die Treppe hinab.

Das Ehepaar Kandelhardt lebte in glücklicher Ehe; beide hatten sich aus wahrer, echter Liebe unter den schwierigsten Verhältnissen, wenn man Armut zu den eine Ehe erschwerenden Umständen rechnen will, geheiratet und in Treue und Liebe bei emsiger Arbeit und nie rastendem Fleiß Seite an Seite gestanden. Heute ging es ihnen besser, wenn sie auch eben nicht über Reichthümer verfügten, so hatten sie doch ihr gutes Auskommen, und dank dem Hausframentalent von Frau Josephine, welches sich durch die Zeiten der Not zu einem gewissen Raffinement ausgebildet hatte, war es ihnen sogar möglich, noch Ersparnisse zu machen. Aber aus dieser Zeit, in welcher sie mit allen ihren Gedanken, nur von einem Punkt, der Sparsamkeit, ausgehend, danach trachtete, alles und jedes, was zum Leben gehörte, so billig wie möglich zu gestalten, existierte eine gewisse Geringschätzung vor dem Wirtschafstalent ihres Mannes; sie hielt ihn für unpraktisch, weil er einige Male Gegenstände viel zu teuer eingekauft, und sie hatte darin nicht unrecht. Kandelhardt sah, wie so viele Männer, wenn er etwas kaufen wollte, nicht weiter darauf, ob die Sache fünfzig oder sechzig Pfennig mehr kostete, besonders wenn es sich darum handelte, seiner Frau eine Freude zu machen oder irgend etwas, auf das er schon lange Appetit hatte, für die Küche einzukaufen; denn Herr Kandelhardt war ein Beckermaul und Frau Kandelhardt mit Beckerbissen gar nicht sehr freigebig.

Ihr Mittagstisch war zwar gut, nahrhaft und vor allem wohlschmeckend, aber Delikatessen nahmen auf ihrem Speisezettell den kleinsten Raum ein.

Deshalb unterließ es Herr Kandelhardt nicht, unter dem Vorgeben, seinem kleinen Frauchen eine Überraschung zu bereiten, mitunter ein Gericht Fische, ein Paar Rebhühner, einen Rehschlegel, ein Duzend Krebsse oder sonst eine Neuheit der Saison mit nach Hause zu bringen, ein Verfahren, das ihm zwar stets einen Kuß voll Liebe, aber auch Vorwürfe voller Zärtlichkeit, wieder viel, viel zu teuer eingekauft zu haben, eintrug.

Das ärgerte Herrn Kandelhardt, denn er war einer von den Menschen, die gern dafür gelten, klüger zu sein als andere; aber er wußte nicht, was er anfangen sollte, um den Vorwürfen seiner Frau zu begegnen, und dennoch die guten Sachen auf seinem Tische zu sehen, und vor allem kränkte es ihn, daß seine Frau es nie unterließ, ihm beim Abschied die Mahnung mit auf den Weg zu geben, keine teuren und unpraktischen Sachen einzukaufen. Einmal hatte sie ja wirklich recht gehabt. Das war damals, als er sich eine neue, angeblich besonders billige Speisewürze mit irgend einem Phantastennamen hatte aufschwätzen lassen. „Weggeworfenes Geld! Wie kannst du bloß auf so eine Nachahmung hereinfallen!“ hatte da die praktische Hausfrau getadelt. „Nicht halb so gut und ausgiebig wie unsere altbewährte Maggi'sche Würze!“ Na ja, diesen Reinsfall, den er selbst an der Suppe konstatieren mußte, wollte er gewiß zugeben. Aber das war doch bloß eine Ausnahme gewesen!

Auch heute hatte sie ihre gutgemeinte Warnung nicht unterlassen, trotzdem er schon über sechs Wochen seiner Leidenschaft entsagt und weder Praktisches noch Unpraktisches mitgebracht. „Na,“ dachte Herr Kandelhardt, als er die Straße dahinschritt, „mit der Zeit wird sie sich's wohl abgewöhnen,“ dann ging er in sein Bureau und beschloß, nicht weiter daran zu denken.

Aber: was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde, aufbaut auf dem beweglichen Grunde. Schon auf dem Rückwege stach ihm ein wunderschöner Hecht so heftig ins Auge, was natürlich nur bildlich zu verstehen ist, daß er genötigt war, vor dem Glaswasserbehälter, in welchem sich der Fisch lustig herumtummelte, stehen zu bleiben, um den gefürchteten Wasserräuber zu betrachten. Ja, das war ein Hecht, einen solchen Hecht fand man erst nach langem Suchen zum zweitenmal wieder, vielleicht auch gar nicht. Ach, und er aß so gerne Hecht und hatte so lange

keinen gegessen. — Was der wohl kosten mochte, er hatte so gerade die richtige Größe, die ein Hecht haben muß, um besonders gut zu sein — so sieben bis acht Pfund, kostete also etwa ebensoviel Mark — hm — eigentlich war es ja eine Verschwendung — aber, mein Gott, man lebt ja nur einmal! Doch halt, was würde seine Frau sagen? Da kam ihm auf einmal ein herrlicher Gedanke, wie er statt der Vorwürfe Lob ernten und den schönen Hecht auf seinen Tisch bekommen konnte. Rasch trat er in den Laden, erstand den Hecht für sieben Mark fünfzig, ließ ihn töten und begab sich stolz und glücklich nach Hause.

Als Frau Josephine Kandelhardt ihren Mann mit einem Paket ankommen sah, eilte sie ihm voll trüber Ahnung entgegen, und als sie den großen Fisch in Empfang genommen, rief sie entrüstet:

„Aber Männchen, was soll ich denn mit dem Riesenhecht, kaum ein Drittel davon essen wir auf!“

„Aus dem Rest machst du Fischsalat oder Sülze! Du verstehst das so ausgezeichnet“, schmeichelte Herr Kandelhardt.

„Und gerade jetzt kaufst du Hecht, jetzt, wo er am teuersten; konntest du dein Gelüst nicht noch ein paar Wochen bezähmen?“

„Mein Gelüst! Am teuersten?“ rief Herr Kandelhardt mit gut gespielter Entrüstung. „Mir liegt an dem Hecht gar nichts! Nicht so viel! Aber ich habe ihn so billig gekauft, daß es eine Sünde gewesen wäre, das Gebot von der Hand zu weisen!“

„Billig?“ Frau Josephine blinzelte mit den Augen und sah ihren Mann mißtrauisch an.

„Jawohl“, erwiderte dieser in greulicher Heuchelei. „Denke dir, ich gehe eben an einem Fischladen vorüber, als durch einen Zufall das Wasserbassin platzt und alle Fische aufs Trockene geraten. Da in dem Geschäft nur lebende Fische verkauft werden dürfen, die Tiere aber sicher in einer halben Stunde alle erstickt wären, so bot sie der Verkäufer zu jedem Preise an. Auf diese Weise habe ich den Hecht für drei Mark erstanden!“

„Für drei Mark!? Das ist allerdings sehr billig! — konnte sich Frau Kandelhardt nicht vorenthalten, zu sagen. „Das hast du wirklich einmal gut gemacht.“

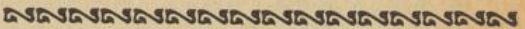
Der Gelobte hob stolz den Kopf; heute war er Sieger, und in der Hoffnung auf eine gehörige Portion Hecht zum Abendessen schluckte er die sauren Bohnen, die er sonst eigentlich gar nicht gerne aß, mit Todesverachtung hinunter.

So hoffnungstroh ist selten jemand aus dem Bureau nach Hause geeilt, so süßer Erwartung voll hat sich lange niemand am Tische niedergelassen,

wie diesen Abend Julius Kandelhardt. Desto größer war seine Überraschung und Enttäuschung, als anstatt des erwarteten Hechtes eine neue Auflage der mittäglichen Sauerbohnen in aufgewärmter Gestalt erschien. „Machst du den Hecht erst morgen mittag, liebe Josephine?“ fragte er mißtrauisch, „ich hatte mich eigentlich auf ein Stück zu Abend gefreut!“

„Nein, mein liebes Männchen“, entgegnete seine Frau mit lächelnder Miene, „da kann ich dir mit etwas ganz anderem aufwarten als mit dem Hecht. Denke dir, du hast bei diesem Kauf nicht allein Glück gehabt, sondern ich auch. Eben hatte ich den Hecht ausgenommen, da kommt unsere Nachbarin, Frau Assessor Schneepflug, einen Augenblick herein. Den Hecht sehen, die Kaufgeschichte vernehmen und mir im nächsten Augenblick fünf Mark für den Hecht bieten, war das Werk eines Augenblicks, und da du gesagt hattest, dir läge an dem Hecht nichts, schlug ich natürlich sofort ein. So, liebes Männchen. Hier hast du deinen ausgelegten Taler und eine Mark vom Verdienst“ — sie legte ihm bei diesen Worten das Geld hin — „und hier habe ich eine Mark Reingewinn. Siehst du, jetzt haben wir beide eine Mark für nichts! Ja, ja, du kannst so praktisch sein, wie du willst, dein kleines Frauchen ist doch noch praktischer!“

Julius Kandelhardt antwortete nicht, aber ein schwerer Seufzer hob seine Brust. Er galt den zwei Mark fünfzig Pfennig, die er hatte bezahlen dürfen, damit Assessor Schneepflugs einen prächtigen Hecht verspeisen konnten.



**Eine wertvolle Gabe** bietet jedem Leser unseres Kalenders das hervorragende und weltbekannte Versandgeschäft Jonaß & Co., Berlin N. B. 8, Belle-Alliance-Straße 3, durch ihren 600 Seiten starken Prachtkatalog mit 4000 Abbildungen von Taschenuhren, Wanduhren, Schmucksachen aller Art, photographischen Apparaten, Geschenkartikeln für den praktischen Gebrauch und Luxus, Sprechmaschinen und Musikinstrumenten. Die Firma liefert alles dieses auf Teilzahlung gegen bequeme monatliche Raten. Der Besteller bekommt die gewünschte Ware, und die Bezahlung geschieht in monatlichen Raten. Welch enormen Umsatz die Firma betätigt, beweist der Umstand, daß nach amtlicher Zusammenstellung in einem einzigen Monat von alten Kunden 11209 briefliche Nachbestellungen eingegangen sind. Der Kundenkreis der Firma ist außerordentlich groß und in 28000 Orten Deutschlands vorhanden. Hervorragend ist insbesondere der Versand von jährlich 25000 Uhren. Kein Interessent veräume, diesen Prachtkatalog sofort zu verlangen, die Zusendung desselben erfolgt umsonst, portofrei und ohne Kaufzwang. Die genaue Adresse lautet: Jonaß & Co., Berlin N. B. 8, Belle-Alliance-Straße 3.



Als er am nächsten Morgen wieder bei seinem Patienten erschien, wurde er mit herzlichem Lachen empfangen. „Nee, lieber Doktor!“ hieß es, „die Brühre trinken Sie nur selber.“ Dabei wurde ihm eine große Tasse Kaffee zugeschoben.

„Nanu?“ fragte verwundert der Doktor.

„Brr!“ schüttelte er sich, als er gekostet hatte. „Ihre Damen haben sparen wollen.“

„Nicht wahr,“ wandte er sich an diese, „Sie haben lose ausgewogenen Malzkaffee à Pfund 25 bis 30 Pfennig gekauft?“ Diesel nickte.

„Darum! Das ist wahrscheinlich nichts als gebrannte Gerste. Nein, Sie müssen Kathreiners Malzkaffee verlangen in geschlossenen Paketen. Das Pfund kostet nur 10 Pfennig mehr. Jedes echte Paket trägt die Firma Kathreiners Malzkaffee-Fabriken und das Bild des bekannten Pfarrers Kneipp. An diesem Kaffee erleben Sie keine Enttäuschungen. Der Gehalt macht's. Doch, Herr Rat,“ setzte er hinzu, „ich will Ihnen zur Vorsicht lieber selber zum ersten echten Malzkaffee verhelfen. Nach meiner Patiententour spreche ich wieder vor.“

Und so geschah's. Er brachte ein Pfundpaket echten Kathreiner mit und ging selbst in die Küche, um die Zubereitung zu überwachen. Er ließ den Kaffee grob mahlen und ihn mit kaltem Wasser in einem ziemlich großen Topf aufsetzen. „Malzkaffee kocht leicht über,“ erklärte er. Auf einen Liter Wasser ließ er ca. 50 Gramm Kaffee nehmen und ihn eiliche Minuten ordentlich kochen. „Das ist eine große Hauptsache,“ versicherte er, „die Kochvorschrift steht übrigens genau auf jedem echten Paket. Soll es schnell gehen und haben Sie kochendes Wasser vorrätig, so können Sie ihn auch in derselben Weise wie Bohnenkaffee behandeln.“

„So, Herr Rat, der soll uns schmecken,“ mit diesen Worten setzte er schließlich den duftenden Trank vor seinem Patienten nieder.

Mißtrauisch kostete der; überrascht stellte er die Tasse hin. „Wirklich,“ lobte er, „der läßt sich trinken.“

Fortan wurde bei Kühnes nur noch Kathreiners Malzkaffee verwandt.

Nicht schnell oder gar ganz plötzlich wurde es mit den Nerven des Rats besser. Dazu waren sie zu sehr herunter. Ganz allmählich fing er aber doch an, eine Besserung zu spüren. Der Druck über den Augen hörte auf, die Kopfschmerzen schwandten, der Magen revoltierte nicht mehr, sondern konnte nach und nach wieder alles vertragen. Nachts konnte der Rat wieder herrlich schlafen, trotzdem er abends soviel Kathreiners Malzkaffee trank, wie er wollte.

„Der Arzt kann nun fortbleiben,“ sagte eines Tages der Doktor.

„So kommen Sie als Freund,“ antwortete der geheilte Patient, der den jungen Mann von ganzem Herzen lieb gewonnen und schäzen gelernt hatte.

Gar zu gerne fand sich dieser, so oft es nur anging, bei Kühnes zu einem gemütlichen Plauder- und Kaffee- stündchen ein. Gar manche ernste Frage wurde dabei behandelt und immer wieder freute sich der Rat, daß sein junger Freund mit ihm die gleichen Ansichten hatte.

„Allmählich fängt Ihr Töchterchen an, auch besser auszuheilen,“ sagte eines Tages der Doktor, als Diesel das Zimmer verlassen hatte.

„Sie wird sich wohl ihre dumme Liebesgeschichte aus dem Kopf geschlagen haben,“ meinte der Vater. „Das törichte Ding hatte sich in einen Menschen verguckt, der

nichts hat und nichts weiß. So was ist Unsinn,“ fügte er ärgerlich hinzu.

Der Doktor zuckte mit keiner Wimper, sondern pflichtete ernsthaft bei. „Gewiß, ich kann es wohl verstehen, daß man seine Tochter lieber einem wohlhabenden Manne zum Weibe gibt. Ausnahmen gibt es allerdings,“ setzte er nachdenklich hinzu. „Ein Mann von Ihrem zuverlässigen Charakter z. B., Herr Rat, dünkte ich, müßte einem Vater zum Schwiegerjohn lieber sein als der reichste Windbeutel.“

Geschmeichelt lächelte der Rat.

„Ja,“ sagte er feufzend, um das Kompliment zu quittieren, „wenn jener wäre wie Sie, würde ich vielleicht über die Geschichte anders denken.“

„So wäre ich Ihnen als Schwiegerjohn recht?“ plakte der Doktor los. „Ich habe Ihr Kind lieb und wäre glücklich, es mein zu nennen, auch wenn es das ärmste Mädchen wäre. Lassen Sie mich um Liesa werben.“

„Langsam!“ sagte verblüfft der Rat, „Sie blißen ab.“

„Früh gewagt ist ganz gewonnen!“ mit diesen Worten stürzte der Doktor zur Tür hinaus, um bald darauf mit Liesa am Arm zurückzukehren.

Sprachlos starrte der Vater auf die beiden. Da flog ihm sein Töchterchen jauchzend in die Arme. „Guter Vater“, sagte sie schmeichelnd, „ich bin ja so froh, daß du ihn mir gibst.“

Da ging dem Rat ein Licht auf. Als er aber die seligen Augen seines Kindes sah, schwand jeder Groll. „Mögen sie glücklich werden wie wir zwei, nicht wahr, Alte?“ wandte er sich an seine Frau und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Eine fröhliche Verlobung wurde gefeiert. Übermütig pries Diesel Kathreiners Malzkaffee als den Stifter ihres Glücks. Der Doktor stimmte bei; doch ernst schloß er: „Er ist allerdings ein Wohltäter für die Menschheit; das habe ich schon oft genug als Arzt beobachtet. Millionen trinken ihn ja schon, doch er muß Allgemeingut werden, dann werden wir wieder weniger nervöse, leidende Eltern und Kinder haben, ein gesundes, starkes Geschlecht wird uns herandlühen.“

~~~~~

**Der Zufriedene ist glücklich.** Der Wahrheit dieses Satzes zum Siege zu verhelfen, ist besonders heutzutage ein großes Verdienst. Solch unbestrittenes Verdienst gebührt besonders dem rühmlichst bekannten und bestbewährten Versand- und geschäft Jonab & Co., Berlin N. B. 8, dessen Kundentkreis sich auf fast 30000 Orte Deutschlands erstreckt und dessen Verkauf allein über 25000 Taschenuhren beträgt. Diese angesehene Firma ist eifrigst bemüht, alle Leser unseres Kalenders zufriedener zu stellen. Deswegen hat sie einen sehr umfangreichen Katalog (600 Seiten stark und 4000 Abbildungen) in eleganter Ausstattung hergestellt, worin alle möglichen Artikel (Taschen- und Wanduhren, Schmucksachen, Geschenkartikel aller Art, Musikinstrumente, Sprechmaschinen, photographische Apparate usw.) mit genauer Beschreibung aufgeführt sind. Gewiß findet jeder Passendes. Bestellungen werden prompt erledigt. Die Firma gestattet sogar erleichterte Zahlungsweise, also Teilzahlung bei bequemen monatlichen Raten. Näheres enthält der reich illustrierte Prachtkatalog, der gratis und franco verschickt wird. Wenden Sie sich ungesäumt an Jonab & Co., Berlin N. B. 8, Belle-Alliance-Straße 3.

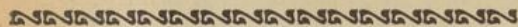
## Unser Engel.

Von A. Goldschmidt.

Surra! Welch ein Fest. Das kleinste Hüttchen hatte seine Girlande. Triumphbogen spannten sich über die Landstraße. Komtesse Maria feierte Verlobung, des Gutsherrn Einzige, die man im Dorf „unsern Engel“ nannte. Sie hatte nie ein anderes Glück gekannt als wohl zu tun und Trost zu bringen — hatte sie nicht noch zuletzt dem blaffen jungen Küster die Krankensuppe hingetragen und bei seinem Geigenpiel, in das er all seine Dankbarkeit legte, geweint? Nun war das Glück selber zu ihr gekommen. Böllerschüsse durchbrausten die Luft und aus dem strahlend erleuchteten Schloß drangen Musik und Becherklang. Der alte Graf war so fröhlich gestimmt, wie seit der Gräfin Tod nicht mehr. Der Bräutigam, der schöne Graf Kuno, strahlte vor Glück, und die Braut — wo war die Braut? Wo war die bleiche, schöne, ernste Braut? Hatte ihr der Graf nicht eben noch zärtlich lachend zugetrunken? Hatte ihr der Bräutigam nicht noch gerade selig verströhen die kleine kühle Hand gepreßt? Wo war — um Gotteshimmlswillen — wo war die Braut? Sie hatten es vergeblich gefragt. Der höchste Freudentag war der Tag des tiefsten Leides geworden. Warum nur, warum? Man quälte die Dienerschaft halbtot mit Fragen. Wie, die Komtesse sei am Vorabend des Festes dem Grafen zu Füßen gefallen? Er habe sie hart angelassen? Ja, aus dem Zimmer gewiesen? Undenkbar, der Graf sein einziges Kind, seinen Abgott? — Fünf Jahre waren vergangen, der Graf war ein gebrochener Greis geworden. Müde starrte er, gefolgt von seinem treuen Diener Friedrich, vor sich hin und sah und hörte nichts von dem, was um ihn war, auch nicht die ehrliche Trauer des Dorfes, „das seinen Engel“ verloren hatte. Der Postbote trat grüßend an ihn heran. Müde und gedankenlos blätterte der Graf in den eingelaufenen Briefen und Bildern. Aber was war das? Kam, was die Bewohner lange gefürchtet, kam das Ende? Gott sei Dank, daß der Diener im Nu hinter ihm war, sonst wäre der alte Herr zu Boden gestürzt. Und doch sah der andere Tag den greisen Herrn und seinen treuen Diener in einem Wagenabteil erster Klasse, das sie in ein kleines fernes Dörfchen führte. Aus einem einfachen niederen Haus schritt ihnen eine schlicht gekleidete, hochgewachsene Frau entgegen. „Unser Engel“, schrie Friedrich; aber dieser despektierliche Ausruf ward überhört. In den Armen lagen sich Vater und Tochter und weinten und lachten und

jubelten. War wirklich das Dach so niedrig, daß sich selbst der stämmige Friedrich hatte bücken müssen? War der Hausherr der Küster Hans Berger, oder war das nun auch ein Graf, und das niedere Küsterhäuschen ein Schloß, darin die vornehme junge Herrschaft residierte? Nichts hatte „unser Engel“ von seinem Adel eingebüßt, als sie dem Manne ihres Herzens folgte, ihn und sein niedrig Haus hatte sie mitgeadelt. Der verwöhnte alte Edelmann schaute sich um, nichts, was nicht vornehm und geschmackvoll, was nicht adlig gewesen, alles so hold und lieb wie auf den Bildern, die man ihm gesandt. „Erzählt, ach, erzählt,“ drängte unter tränenlosem Schluchzen der Vater. „Es war nicht immer leicht,“ antwortete mit ernster Mühnung der Jüngere. Und nun kam eine lange Geschichte, bei der dem Alten heiße Tränen der Mühnung ins Auge traten. „Wir Flüchtlinge hatten nichts als unser Leben und unsere Liebe,“ begann Hans. „Und deine Kunst,“ fiel Marie ein. „Deine Kunst, die mein Herz so gerührt, daß ich alles verließ, um deine Frau zu werden.“ „Und die Geige war noch nicht einmal ganz bezahlt,“ fiel er lächelnd ein, „und doch verdiente ich mit ihr zuerst den nötigsten Unterhalt. Als wir dann hier ins Küsterhaus zogen, wurde es etwas besser, doch war mit den Geigenstunden immer ein starker Nebenverdienst.“ — „Wie mag's zuerst bei euch ausgesehen haben!“ sagte erschüttert der Graf. „So schön fast wie heut,“ sagte stolz der junge Mann. „Es gibt eine Quelle, aus der man Behagen und Wohlleben schöpfen kann, auch ohne Kapital. Sehen Sie, Vater,“ und er nahm ein elegant ausgestattetes, rotgebundenes Buch, „das ist unser Glücksborn!“ „Jonaß & Co.“, buchstabierte der Graf. „Ja, Jonaß & Co.“, fiel begeistert der Jüngere ein. „Hier haben wir alles gekauft, was das arme Küsterhäuschen meinem hochgeborenen Frauchen standesgemäß machen mußte. Daher stammt ja auch meine Geige, die uns vor Hunger schützte.“ — „Und unsere Kamera, mit der wir Väterchen hierhergelockt. Die habe ich meinem Hans geschenkt. Vom Wirtschaftsgeld abgespart,“ fiel Maria stolz ein. „Ja, die Kunst zu sparen, mit wenigem viel zu haben, das lernten wir von Jonaß & Co., von dem Teilzahlungssystem. Wenige Groschen jeden Monat an Jonaß bezahlt, das hat uns nie gedrückt, vielleicht hätte ich's sonst in Bier oder Zigarren vertan, so habe ich die schöne Wanduhr dafür, die so tabellos geht, daß ich der Firma noch extra gedankt habe bei der letzten Rate.“ Ein selbiger Tag war es, nicht weniger selig als der, an dem das junge Paar unter Triumphbogen und dem Jubel der Dorfbewohner

ins Schloß wieder einfuhr, als der Graf mit vor Glück zitternden Händen seiner Tochter einen herrlichen Perlschmuck umhängte und seinem Schwiegersohn eine brillantgeschmückte Uhr. Er hatte beides sofort von der Firma **Jonas** bestellt; er freilich, der Reiche, brauchte nicht die Segnungen des Abzahlungssystems, er zahlte bar. Und das junge Paar legte die Kostbarkeiten nur bei großen Festlichkeiten an. Wenn der gräfliche Schwiegersohn die Orgel spielt in der kleinen Dorfkirche, trug er die bescheidene silberne Uhr, die ihm sein tapferes Weib dereinst geschenkt, sowie sie täglich noch sein Brautgeschenk, das kleine Kreuz, trug auf ihren Wegen ins Dorf. Dort pflegte und tröstete, half und riet sie wie ehemals, und das rotgebundene Buch begleitete sie oft, wenn sie zu jungen Ehepaaren oder zu Leuten kam, die die Segnungen des Sparkunst und Ordnung noch nicht kannten. Bald fehlte der **Jonas**-Katalog in keinem Hause im Dorf, überall lebte man bedacht und mit Berechnung und machte untereinander Freude und lernte sparen. Und all dies, die Geige, die Marias Herz entflammt, und die Bilder, die dem Vater die Kinder und dem Dorf „seinen Engel“ wiedergegeben, und all das Glück stammt von **Jonas & Co., Berlin B. 8, Belle-Alliancestraße 3.** Darum bestelle sich jeder schleunigst gratis und franko einen Katalog aus dieser Glückswelle.



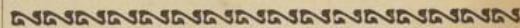
### An Bord eines Lloyd dampfers.

Wenn es wahr ist, daß bei Reisen der erste Eindruck so entscheidend ist, so muß die Fahrt nach Amerika auf einem der großen und schönen Dampfer des Norddeutschen Lloyd eine wirkliche Erholungs- und Vergnügungsreise sein. Zu bequemen Sonderzügen werden sämtliche Passagiere von Bremen nach Bremerhaven befördert. Die heiteren Klänge der Schiffskapelle begrüßen die Ankommenden; flinke Stewards weisen die Kabinen an und helfen den Passagieren, sich dort häuslich einzurichten. Und dann erlebt man das ernsteste, feierliche Schauspiel der Dampferfahrt. Die munteren Klänge der Schiffskapelle, die heiseren Rufe der Dampfpeise, die schrillen Glockenzeichen des Signalapparates, das Winken und Rufen von Schiff zu Land, das alles vereint sich zu einem einzigen, tiefgefühlten Abschiedsgruß an die Alte Welt. Und gleichzeitig erwacht in jedem das prickelnde Gefühl einer gewissen Aufregung in dem Gedanken, daß es der Neuen Welt, einem neuen Ziel mit neuer Hoffnung und Erwartung zugeht.

Schon bald nach der Abfahrt des Dampfers beginnt das behagliche Leben an Bord, an das man sich gar so gern und schnell gewöhnt. Obgleich hunderte, ja tausende von Menschen tagelang auf einem verhältnismäßig eng begrenzten Raum beschränkt

bleiben, so kommt einem dies garnicht zum Bewußtsein. Ebenso wie die Eintönigkeit einer tagelangen Fahrt über den Ozean. Denn heutzutage wird dem Reisenden auf den großen Dampfern in den Kabinen wie im Zwischendeck soviel Annehmlichkeit, so gute Verpflegung und soviel Abwechslung geboten, daß wohl niemand mehr die Seefahrt als Strapaze empfindet. Das sieht man besonders an dem vergnügten Leben und Treiben, das an schönen und sonnigen Tagen an Bord herrscht. Jeder vertreibt sich die Zeit so gut er kann, die einen mit Schaufelspiel und Ringwerfen, die anderen geben sich der absoluten Ruhe hin. Im Zwischendeck geht es an sonnigen Tagen meist recht lebhaft zu. Musik erschallt von diesem Schiffsteil fast immer. Man hat gar nicht nötig, auf die Schiffskapelle zu warten, um sich dort im Tanz zu wiegen. Man vergnügt sich mit Karten- und Würfelspiel, und für die Jugend werden alle möglichen Spiel- und Turngeräte mit erspinnerischem Sinn konstruiert.

Wenn endlich die neue Welt auftaucht, die kolossale Freiheitsstatue mit gewaltiger Fackel die Einfahrt in den Häfen von Newyork bezeichnet, dann nimmt man eher bedauernd Abschied von dem behaglichen Leben an Bord, und wohl für jeden ist die Fahrt, die ihn aus der Alten Welt zur Neuen Welt gebracht hat, zu einem bedeutungsvollen Ereignis geworden.



**Begreifliche Folge.** Bäuerin: „Was ist das nur, die Säu woll'n dies Jahr gar net fett werd'n.“ — Bauer: „Na ja, von den vielen Automobilen müssen ja die Säu ganz nervös werden!“

**Die listige Brant.** Mutter zur Tochter, die an ihren Bräutigam, einen Oberlehrer, schreibt: „Da sind ja schon wieder grammatikalische Fehler drin!“ — Tochter: „Die mache ich ja absichtlich 'rein, sonst ärgert sich mein Schatz, wenn er nichts zu korrigieren findet!“

# 40 Millionen Zentner Thomasmehl Jahresverbrauch

in Deutschland.

Ein Beweis, welchen Platz das Thomasmehl als Düngemittel einnimmt.

**Es ist bekannt,** daß Thomasmehl der bewährteste Phosphorsäuredünger für alle Früchte auf jeder Bodenart ist.

**Es ist bekannt,** daß durch die Anwendung von Thomasmehl die Ernte-Erträge erhöht und die Qualitäten verbessert werden.

**Es ist dagegen noch nicht genügend bekannt,** daß diese Vorteile aber nur durch Verwendung von reinem, vollwertigem Thomasmehl erreicht werden.

Man lasse sich daher nicht durch scheinbar billige Offerten täuschen, in welchen genügende Garantien zum Schutze des Käufers meist fehlen. — Man verlange von seinen Lieferanten

## THOMASMEHL

Sternmarke



Der Stern  
auf Sack u. Plombe  
bietet  
sichere Gewähr  
für reine  
unverfälschte Ware.

Erhältlich  
in jeder  
durch Plakate  
kenntlichen  
Verkaufsstelle.

**Vor minderwertiger Ware wird dringend gewarnt!**

Veröffentlichungen und Auskünfte über alle Düngungsfragen sind kostenfrei zu erhalten vom

## Verein der Thomasphosphatfabriken

Berlin SW.

Hafenplatz 4.